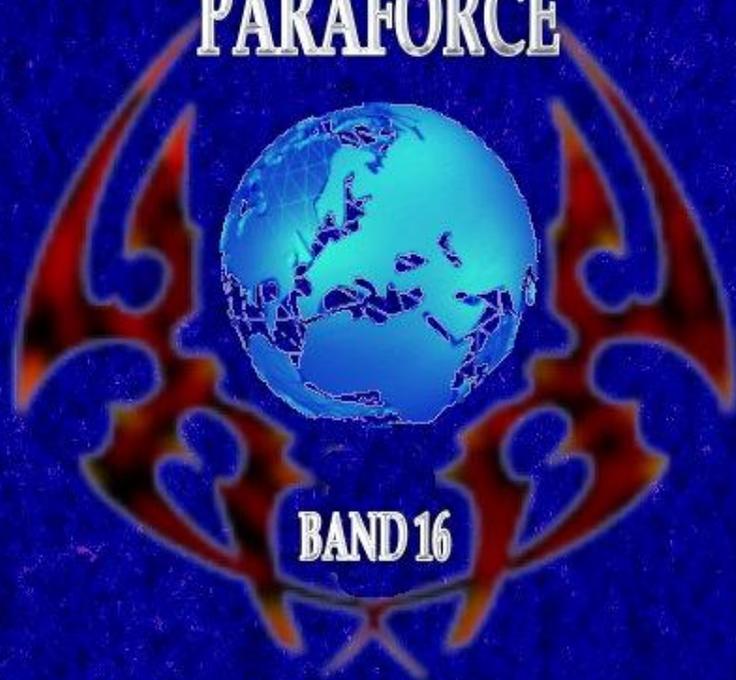


Amanda McGrey

PARAFORCE



BAND 16

Tödliches Erbe

Eine Mission für Amanda Harris

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Amanda McGrey

Paraforce

Band 16

Tödliches Erbe

Eine Mission für Amanda Harris

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2014 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Sie hatte den Truck genau im Fadenkreuz des Granatwerfers.

Amanda Harris schluckte den Staub der Wüste. Er lag schwer auf den Atemwegen. Trotzdem zitterte ihre Hand nicht.

Dort unten in der Senke fuhr der Lastwagen mit der tödlichen Fracht.

Er durfte alles – nur sein Ziel nicht erreichen! Sie musste ihn aufhalten!

Der Abzugsfinger der Paraforce-Spezialagentin suchte den Druckpunkt.

Jetzt!

Da meldete sich der Alarmton ihres Mobiltelefons.

»Scheiße!«, durchfuhr es sie. Wer wusste diese Nummer?

Nur zwei Leute. Aber wenn sie jetzt die Aktion unterbrach, fuhr der Lkw nicht mehr im richtigen Winkel.

Sie atmete zweimal durch, dann legte sie die schwere Waffe neben sich. Sie aktivierte den Ruf.

»Was?«, bellte sie in das Gerät.

Da vernahm sie die Stimme von Blackstone. »Nicht abschießen! Um Gottes willen, Miss Harris! Dann wird die ganze Atmosphäre verseucht! Die Behälter sind beschädigt! Ein Konstruktionsfehler! Wenn der Wagen verunglückt ...«

Die Agentin schluckte.

»Himmel, Blackstone ... ich habe nicht mein Leben riskiert, um jetzt zu stoppen!«

»Es geht nicht anders! Hören Sie ...«

Wie aus weiter Ferne vernahm sie die Erklärung des Paraforce-Mannes. Bilder tauchten vor ihrem geistigen Auge auf. Szenen, die sie bis hierher begleitet hatten und an die sie teilweise mit Grauen zurückdachte ...

Mittelmeer, nahe Gibraltar

Satt blau breitete sich das Meer aus. So weit das Auge sehen konnte.

Die schnittige Motorjacht fuhr mit gemäßigtem Tempo. Die Straße von Gibraltar lag fast hinter ihr.

Amanda Harris saß entspannt im Freiluft-Cockpit. So konnte sie bei diesem herrlichen Wetter nicht nur das gesamte Boot überblicken, sondern auch weit zum Horizont sehen.

Weißer Segel - wohl mindestens zehn Meilen entfernt - zogen bei 10 Grad Steuerbord dahin.

Seit sechs Wochen schipperte Amanda von der Küste der Bretagne bis hier her. Das hieß - bis Marina d'Empuriabrava.

Dort in dem kleinen Küstenort besaß die Agentin eine kleine, aber feine Finca. Hierher zog sie sich zurück, wenn sie absolute Ruhe haben wollte.

Wie konnte sie auch nur im Entferntesten ahnen, was sich in naher Zukunft zusammenbrauen würde ...

Sie fuhr allein - wie so oft.

Das Signal des Unterwasserradars bemerkte sie erst auf den zweiten Blick. Mit leicht gerunzelter Stirn schaute sie auf das Echo.

Ein gewaltiger Fischschwarm, schoss ihr durch den Kopf. Doch dann fiel ihr auf, dass die Bewegung des Echos dafür viel zu schnell ausfiel.

Sie drosselte die Geschwindigkeit der Jacht weiter. Dann versuchte sie das Signal zu präzisieren.

Das Echo - was immer es sein mochte - raste genau auf sie zu. Tiefe: etwa vier Meter.

Verflucht! Wenn sich die Lage des Objektes auch nur einen Meter nach oben veränderte, schlug es ihren Rumpf in

Stücke.

Amanda gab Gas.

Das Neunzehnmeterboot hob sich mit dem Bug aus dem Wasser und machte einen Satz nach vorn. Gerade noch rechtzeitig.

Die Agentin sah einen grünlich fluoreszierenden Körper knapp am Heck vorbeirasen. Dabei zog es einen Strudel hinter sich her, dass die Jacht trotz ihrer Dimension nach Backbord wirbelte. Amanda schob den Gashebel erneut vor, um sich von der Strömung zu befreien.

Das Signal auf dem Radar wurde schwächer und verschwand.

Was mochte das gewesen sein?, schoss es ihr durch den Kopf. Ein neuer U-Boot-Typ? Die wahnsinnige technologische Entwicklung stoppte nicht.

Sie nahm ihren Kurs wieder auf, behielt die Instrumente aber sehr genau im Auge. Doch es ereignete sich nichts Besorgniserregendes mehr.

Als die Sonne blutrot hinter der *Electra II* das Meer »küsst«, warf Amanda den Treibanker. Sie befand sich weit genug von den obligatorischen Schiffsrouten entfernt. Das Rundum-Radar würde rechtzeitig warnen. Sie hatte es auf einen weiten Kreis und größte Empfindlichkeit eingestellt. Routinemäßig griff sie noch einmal zum Fernglas, konnte aber nichts ausmachen. Der Himmel zeigte auch keine Veränderungen auf, die Grund für besondere Maßnahmen gaben, so stieg sie vom Hoch-Cockpit und ging in die Kabine.

Hier im Mittelmeerbereich setzte die Dunkelheit rasch und ohne lange Dämmerung ein. Amanda gönnte sich ein gutes Abendessen auf der überdachten Heckterrasse der Jacht. Von hier führte eine kleine Treppe zum Wasser, sodass man bequem schwimmen konnte.

Die Agentin hatte die Positionslichter gesetzt und wollte

es sich bequem machen, als sie schräg rückwärts an Backbord etwas bemerkte, was ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ein merkwürdiger Widerschein lag auf dem Wasser. Er mochte drei Meilen entfernt sein.

Sie griff hinter sich ins Regal und nahm das Nachtglas.

Sie erkannte im Restlichtaufheller ein Boot. Eine Jacht, aber in der altertümlichen Bauart der 50er Jahre. Viel Holz und sehr eckig.

Amanda konnte den Namen am Bug nicht entziffern. Auch erkannte sie keine Bewegungen an Bord. Nur das merkwürdige, flackernde Licht.

Sie wollte sich schon wieder in ihrem Bordstuhl zurücklehnen, als sie das Gefühl überkam, da könnte etwas nicht stimmen.

In der Regel konnte sie sich auf ihre Ahnungen verlassen.

Also enterte sie das Freiluft-Cockpit wieder und startete die beiden schweren Dieselmotoren. Vierhundertzehn PS drehten die Doppelschrauben.

Die *Electra II* gehörte zu einer absoluten Sonderanfertigung von Booten, die es auf dem normalen Markt nicht gab.

Amanda besaß da ihre Beziehungen.

Sie wendete und näherte sich dem anderen Schiff. Etwa hundert Yards vorher stoppte sie die Motoren und ließ ihr Schiff treiben.

Nun sah sie im Licht des Suchscheinwerfers den Namen: *Lincoln IV*.

Zounds! Wo hatte sie den Namen schon einmal gehört?

Es fiel ihr nicht ein.

Sie konnte immer noch keine Bewegungen an Bord ausmachen. Was sich als flackerndes Licht erwiesen hatte, war ein Butangasgrill, der an Deck vor einem geschmackvoll

gedeckten Tisch stand. Erlesenes Porzellan war aufgefahren worden, Weinflaschen standen in Kühlbehältern ... Aber wo zum Teufel waren Besatzung und mögliche Passagiere?

Die Jacht maß wohl fünfzehn Meter, war also etwas kleiner als die *Electra*.

Amanda angelte die 45er aus dem kleinen Fach neben dem Steuer. Das Klacken des Sicherungsflügels dröhnte wie eine Explosion durch die Nacht.

Kaum hörbar rauschten die sanften Wellen.

Amanda manövrierte längsseits, sprang auf das Deck herunter und warf eine Trosse zur *Lincoln*. Nun stellte sie Maschine ab.

Sie wartete. Dann rief sie mehrmals: »Jemand an Bord?«

Da niemand antwortete, sprang sie hinüber. Sie fühlte die edlen Mahagoniplanken unter den nackten Fußsohlen.

Mit einer starken Stablampe in der einen und der einsatzbereiten 45er in der anderen Hand begann sie das Schiff zu erforschen. Die Weinflaschen zeigten sich ungeöffnet. Eine eiserne Treppe führte zu einem kleinen Umlauf. Von dort führte eine Tür in die Kombüse. Der Herd war angeschaltete. Ein Topf kochte über. Amanda stellte den Herd ab.

Teufel!, durchfuhr es sie. Ich bin doch nicht im Bermuda-Dreieck!

Sie durchkämmte die gut ausgestatteten Kabinen, den Maschinenraum ... keine Menschenseele.

Zum Schluss betrat sie das Ruderhaus.

Aufgeschlagen lag ein Logbuch auf einem Kartentisch. Auf einer Seekarte war der Kurs markiert. Vom Golf von Lion nach Tanger.

Nun sah sie sich das Logbuch an. Sie überflog die letzten vier Einträge.

»Feld verfolgt uns. Außer Kontrolle ... völlig instabil ... Müs-

sen ausweichen ... *Mysteriöser Funkspruch ... Botschaft unverständlich ... Es wird ernst ... hätten uns nie darauf einlassen sollen ...*«

Die Eintragungen vorher bezogen sich sachlich auf das Wetter, Kurskorrekturen und das Übliche.

Die Agentin nahm das Logbuch und kletterte auf ihre Jacht zurück. Über ihr Satellitentelefon nahm sie über eine geheime Leitung Kontakt mit New York auf.

In der Paraforce-Zentrale meldete sich Sörenson. Amanda gab kurz und präzise den Sachverhalt durch.

»*Lincoln IV?*«, kam die verblüffte Frage zurück. »Bist du sicher?«

»Ich bin nicht senil!«, blaffte Amanda zurück.

»Nur ruhig«, kam es beschwichtigend zurück. »Warte 'ne Sekunde ...«

Amanda trommelte nervös mit den Fingern auf die Reiling. Sie hörte, wie Sörenson auf die Tastatur des Computers hackte. »Also ...«, kam es dann, »... diese Jacht *Lincoln IV* gehörte einem Amerikaner aus New England. Robert Dusberg – Inhaber der *Dusberg Flugzeugmotorenwerke*. Er verschwand unter mysteriösen Umständen im Mittelmeer, vermutlich hundert Seemeilen vor Gibraltar. Die Sache wurde nie geklärt.«

Amanda schluckte trocken. »Was meinst du? Du sprichst in der Vergangenheit.«

»Sicher – das Ganze passierte am 4. Juli 1958. Der Küstenwache wurde eine herrenlose Jacht gemeldet. Laut Luftaufnahmen der Seerettung einwandfrei die *Lincoln IV*. Als ein Küstenwachtkreuzer zu der Stelle kam, war das Boot verschwunden.«

»Scheiße, Sörenson! Das Ding hängt an meiner Trosse. Verlassen! Das Essen in der Kombüse ist noch warm!«

Einen Moment war es still in dem Mobiltelefon, ehe die

Stimme aus New York fragte: »Du bist nicht zufällig high?«

»Arschloch!«, zischte die Agentin und unterbrach die Verbindung.

Sie starrte auf die Jacht, die neben ihrem Boot dümpelte. Dann sprang sie kurz entschlossen noch einmal hinüber und raffte alles zusammen, was sie in der Kajüte finden konnte. Eine goldene Repetier-Taschenuhr, ein Etui, in dem ein Füllfederhalter steckte, in den der Name Robert Dusberg eingraviert war. Dann jagte sie zurück auf die *Electra*. Sie befestigte eine Trosse am Bug der anderen Jacht und nahm diese ans Schleppseil. Dann startete sie die Maschinen.

Schwer begannen die beiden Diesel zu stampfen. Doch die *Electra* bewegte sich keinen Zentimeter von der Stelle.

Amanda fluchte, dass es einem Droschkenkutscher in Boston zur Ehre gereicht hätte.

Noch einmal gab sie Vollgas.

Mit einem ohrenbetäubenden Knall barst die Schlepp-trosse. Wie ein Katapultseil zischte das Ende des Schlepp-seils gegen die Bordwand der *Electra*. Eine Scheibe splitterte.

Da geschah Seltsames.

Die *Lincoln* umhüllte plötzlich ein grünliches Licht. Es wurde so intensiv, dass Amanda geblendet die Augen schließen musste.

Als sie wieder etwas sehen konnte, befand sie sich mit ihrer Jacht allein unter dem glitzernden Sternenhimmel.

Wäre die abgerissene Trosse nicht gewesen, sie hätte alles als Albtraum abgetan.

Empuriabrava-Marina: 12 Stunden später

Amanda Harris hatte die Jacht gut verschlossen. Sie sprang von Bord auf den Kai. Direkt gegenüber des Liegeplatzes hatte ein Café geöffnet. Unter einem der großen roten Sonnenschirme nahm sie Platz. Bei dem großen, dunkelhaarigen Kellner bestellte sie Café con Leche.

Sie zog ihr Notebook aus der Umhängetasche und schaltete es ein. Noch in der Früh hatte sie die Aufnahmen des Unterwasserradars dort gespeichert. Sie schaute sich alles noch einmal genauestens an. Sowohl die erste Begegnung mit dem Unterwasserphänomen wie auch das Verschwinden der *Lincoln IV*.

»Verflucht!«, kam es über ihre Lippen. »Was ist das?«

Dann sandte sie die ganze Datei an die Paraforce-Zentrale in New York.

Sie trank ihren Kaffee, zahlte und machte sich auf den Weg zur Ortsmitte. Am Boulevard tätigte sie einige Einkäufe. Der allgemeine Proviant musste aufgefrischt werden. Gegen 14 Uhr kehrte sie zurück zur *Electra*.

Kaum hatte sie das hintere Fallreep betreten, blieb sie wie angewurzelt stehen. Die Einbruchspuren ließen sich kaum übersehen.

Sie zog die 45er aus dem Umhängebeutel und streifte die Flipflops ab. Unhörbar näherte sie sich der Kajüte.

Hier sah es aus, als habe ein Hurrikan gewütet. Aber es war offensichtlich, dass die- oder derjenige es auf die Dateien aus dem Unterwasserradar abgesehen hatte.

Verdammt! Wer war hier so sonderbar schnell?

Da Amanda die Daten bereits heruntergeladen hatte, beunruhigte sie der Verlust weniger. Allerdings waren einige wichtige Geräte wie auch das Sonar zerstört.

Sie setzte sich mit New York in Verbindung. Zu ihrer

Verwunderung hatte sie Blackstone in der Leitung.

»Miss Harris«, sagte er mit etwas vibrierender Stimme.

»Die Vorkommnisse sind sehr beunruhigend.«

»Sind sie das?«, kam es amüsiert zurück.

Blackstone räusperte sich. »Hören Sie ... Robert Dusberg hat sich der Entwicklung eines Magnetfeldantriebes verschrieben. Er war besessen davon. Dieser Antrieb sollte es Raumschiffen irgendwann ermöglichen, in den Hyperraum einzudringen und so ohne Zeitverlust andere Galaxien zu entdecken. Das Gerücht ging damals um, eine Konkurrenzfirma habe einen Mord inszeniert.«

Amanda schnaufte. »Das erklärt nicht, weshalb ich seine Jacht am Haken hatte und weshalb jemand meine Geräte auf der *Electra* zerstört hat. Jemandem sind die Daten sehr wichtig gewesen. Jedenfalls hatte ich sie vorher schon an Paraforce übertragen.«

»Das war gut so!«, kam es rasch zurück.

Amanda schürzte die Lippen. »Sagen Sie, Blackstone, wer war das Konkurrenzunternehmen, welches man im Verdacht hatte?«

Blackstone zögerte einen Moment, bevor er antwortete: »*Air Wings!*«

Nun musste die Agentin doch schlucken. »Lady Justin ...«

»Lady Justin ist tot. Der Schütze wurde nicht gefasst.«

»Die Sache ist über ein Jahr her.«

Blackstone bestätigte das. »Der Tunnel wurde geschlossen und es gibt keine Hinweise, dass er wieder geöffnet worden ist.«

Amanda grunzte leise. »Sie haben alle Dateien.«

Nun veränderte sich die Stimme des Paraforce-Mannes. »Da gibt es noch etwas ...«

Amanda wurde ungehalten. »Spucken Sie's aus!«

»Die Dateien sind verschwunden.«

Die Agentin benötigte einen Moment, um das zu begreifen. »Aber Sie haben die DVDs!«

»Ja ... aber die Daten haben sich selbst zerstört.«

»Bullshit, Blackstone! Wann?«

»Keine Ahnung. Als Ihr Bericht kam, sah ich sogleich eine Wiederholung der Ereignisse und habe das prüfen lassen. Die DVDs sind leer.«

Amanda fauchte in das Gerät: »Reden Sie keinen Unsinn, Blackstone. Heute kann ein Experte alles rekonstruieren!«

»Wir arbeiten daran«, kam es lahm zurück.

Amanda schwieg. Deshalb fuhr Blackstone fort: »Miss Harris, bleiben Sie am Ball und versuchen Sie etwas herauszufinden. Damals war Dusberg auf dem Weg nach Tanger. Vielleicht gibt es dort noch etwas zu finden.«

Die Agentin kratzte sich am Kinn. »All right«, entgegnete sie dann. »Aber schicken Sie mir Slim McNeal. Er soll meine Geräte wiederherstellen.«

Blackstone bestätigte. »Ich setze ihn in die nächste Maschine. Direkt zum Airoporto Empuriabrava.«

Amanda Harris unterbrach die Verbindung. Sie lehnte sich zurück. Wer hatte Interesse daran, dass die Daten verschwanden? Die DVDs ... Hatte Lady Justin dafür gesorgt, dass die Daten sich zerstörten? Aber aus welchem Grund? Sie war tot. Man konnte sie nicht fragen.

Aber der Mörder wurde ja auch nie gefasst und daher kam es für gewisse Hintermänner nie zu einem Prozess.

Empuriabrava, der nächste Tag

Unter Einhaltung aller Sicherheitsvorkehrungen hatte Amanda Harris den Weg zum Airoporto genommen. Sie stand auf der Restaurant-Terrasse und wartete. Die Privat-

maschine sollte in knapp sechs Minuten landen.

Sie zeichnete sich auch schon als kleiner dunkler Punkt am Horizont ab. Bald konnte man sie als Beachcraft erkennen.

Amanda schob die Sonnenbrille von der Stirn auf die Augen und ging die Treppe zum Rollfeld hinunter.

Die Maschine zog eine Schleife, dann setzte sie mit radierenden Reifen auf. Eine kleine Staubwolke hinter sich herziehend verlangsamte das Flugzeug, rollte bis zum Ende der Bahn und schwenkte zum Standplatz ein.

Als die Motoren schwiegen, klappte die Gangway aus.

Die Agentin runzelte überrascht die Stirn.

Sie erwartete den Techniker, doch zuerst sah sie zwei lange, schlanke, unbestrumpfte Beine in High Heels, dann einen schwarzen engen Rock ... nun das blonde, im Meerewind wehende Haar ...

»Lady Joyce Coventree¹«, formten ihre Lippen beinahe lautlos den Namen der Person. Erst hinter ihr tauchte Slim McNeal auf. Er trug eine große Segeltuchtasche.

Amanda lief auf die beiden zu.

»Na, meine Liebe, da staunst du?«, rief die Lady aus. Sie strahlte über das gebräunte Gesicht.

»Das ... kann man wohl sagen«, kam es von Amanda.

»Und wer begrüßt mich?«, kam es fast beleidigt von Slim.

Amanda lachte und reichte dem Techniker die Hand. »Sorry – ich bin so ... so ...« Dann umarmte sie Joyce.

»Blackstone und Sir John hielten es für eine gute Idee, wenn ich käme. Es gibt da ein paar Dinge, die von Wichtigkeit sein könnten.« Joyce Coventree machte sich aus der Umarmung los. Dann blickte sie Amanda fest in die Au-

1 Siehe Paraforce Band 12 – Geisterbilder

gen. »Es ist schön, dich doch nach langer Zeit wieder zu sehen.«

Später im Flughafen-Restaurant wollte Amanda wissen: »Wie ist das Verhältnis zu deiner Tochter Sheila?«

Joyce wiegte den Kopf. »So weit wieder okay. Aber sie hat den Dickkopf wohl von mir geerbt.« Dann lachte sie schallend. Slim McNeal blickte fragend.

Amanda wehrte ab. »Nicht so wichtig. Also ...« Sie berichtete, was geschehen war.

»Na«, machte der Techniker. »Da hat wohl jemand was gegen dich. Aber den Schaden werde ich schon beheben.«

Amanda reichte ihm den Schlüssel der Jacht und erklärte ihm, wo sich der Liegeplatz befand.

»All right! Bis später!« Damit verließ er das Restaurant.

Amanda und Joyce bestellten Kaffee. Als er auf dem Tisch stand, begann Joyce: »Es ist Folgendes. Dusberg kenne ich von früher. Ich habe an einem Spezialmotor damals mitgearbeitet. Leider kam er nie zum Einsatz. Strahltriebwerk. Allerdings nicht im herkömmlichen Sinne. Ionentriebwerk ... aber das ist Schnee von gestern. Viel wichtiger ist, dass er einen Orden großzügig finanziell unterstützte. Das ist weiter auch nichts Besonderes, aber Blackstone meint, dieser Orden wäre eine Spionage-Tarnorganisation. Er betreibt mehrere Klöster. Eigenartigerweise immer in der Nähe von NATO-Einrichtungen.«

»Hm«, machte Amanda. »Das ist wirklich bemerkenswert, wenn auch kein Beweis.«

»Stimmt – aber es gab in der Vergangenheit Anschläge auf solche Einrichtungen und immer verschwanden die Attentäter spurlos. Nicht der geringste Anhaltspunkt. Es sei denn ...«

»Es sei denn, sie konnten in den Klöstern untertauchen«, führte die Agentin den Gedanken zu Ende.

Joyce nickte. »Blackstone vermutet das inzwischen. Aber es ist eben nicht zu beweisen. Die Klöster liegen außerhalb der regulären Gerichtsbarkeit.«

Amanda runzelte die Stirn. »Wie das?«

»Ein Abkommen aus uralter Zeit.«

»Um was für einen Orden handelt es sich?«

Joyce lächelte. »Benediktinerinnen.«

»Nonnen?«, rief Amanda überrascht.

Joyce beugte sich vor. »Richtig! Aber das Beste kommt noch. Die Äbtissin hier in Katalonien – Ana Mercedes Magdalena – hat eine Ausbildung als Sabotageexpertin bei der US-Navy absolviert und war in Afghanistan, bevor sie vor drei Jahren Nonne wurde.«

Amandas Erstaunen nahm immer weiter zu. »Und jetzt schon Äbtissin? Sie kann noch nicht sehr alt sein.«

»Gerade vierzig. Ja – auf Empfehlung Roms Äbtissin, nachdem die bisherige Äbtissin in ein Pflegeheim übersiedelte.«

Amanda Harris nahm einen Schluck Kaffee. Dann sagte sie: »Wirklich sehr verblüffend. Was ist mit den anderen Klöstern?«

Joyce zündete sich eine Zigarette an. »Blackstone recherchiert noch. Es ist schwierig. Der Orden blockt ab.«

»Vermutlich hat er Grund dazu. Aber da ist doch noch was?«

Joyce nickte. »Der Orden hat seit einem Jahr ein Kloster in der Wüste. Etwa dreißig Kilometer von Tanger entfernt.«

Blitzartig kam der Agentin die auf der Seekarte der *Lincoln IV* verzeichnete Fahrtroute in den Sinn. Sie sagte es Joyce.

»Dusberg wollte 1958 schon nach Tanger – das ist spannend.«

Zehn Minuten später fuhren sie mit einem Taxi zum Hafen von Empuriabrava.

Empuriabrava-Marina

»Alles okay«, empfing Slim sie. »Ich muss nur noch unter dem Bug die Sensoren einrichten.« Er klappte seinen Koffer zu.

Joyce Coventree streifte die High Heels ab und betrat auf nackten Füßen die Mahagoni-Planken.

»Uiih!«, rief sie aus. »Das ist ja ein tolles Gerät!«

Amanda lachte leise. »Habe ich auch länger dran gestrickt.«

»Das glaube ich.« Die Wissenschaftlerin ließ den Blick schweifen.

Amanda zeigte ihr die Kabine. »Ich hoffe, es stört dich nicht, mit mir in einer ...«

Joyce umarmte die Agentin. »Bestimmt nicht. Außerdem ... wir sind uns ja schon sehr nahe gewesen. Wenn auch nicht freiwillig.«

Amanda sog die Luft ein und nickte. Sie dachte an die Folterszene zurück.

Joyce musterte sie. »Denk nicht mehr drüber nach«, sagte sie leise. »Du konntest ja nichts dafür.«

Slim wollte in seinen Neoprenanzug steigen. Aber Amanda meinte: »Wir sollten erst zusammen etwas essen. Gehen wir in die Bar drüben am Kai.«

Die Promenade im Bereich des Hafens beim alles beherrschenden Gebäude des *Club Nautico* belebte sich zusehends. Zwei neue Yachten liefen ein. Eine französische und eine britische.

Nach dem Essen und einem Espresso begaben sich die drei zurück an Bord der *Electra*.

»Ich stelle jetzt die Sensoren ein«, gab Slim bekannt.
»Morgen früh muss ich zurück nach London.«

Amanda schaltete das Unterwasser-Radar ein und verfolgte per zusätzlicher Kamera, wie Slim unter den Bug tauchte.

Den Schatten sah sie viel zu spät!

Er schoss auf Slim zu, dann sah Amanda nur noch eine dunkle Wolke.

»Bullshit!« Sie sprang aus dem Cockpit, ergriff während des Rennens den zweischneidigen Taucherdolch und hechtete ins Wasser. Joyce sah ihr verblüfft nach.

Durch die Blutwolke konnte die Agentin kaum etwas sehen. Sie sah einen Schemen rasch davonschwimmen. Doch zuerst musste sie sich um Slim kümmern. Sie packte den leblosen Körper, der langsam gen Grund sackte, und zerrte ihn unter dem Schiffsrumpf hervor. Joyce, die sich über die Reling beugte, sah das Manöver und griff zu. Amanda schob und Joyce zog. Mit vereinten Kräften brachten sie den Techniker an Bord.

Amanda riss das Fernglas vom Sideboard und suchte den Hafen ab. Doch nirgends konnte sie etwas Verdächtiges entdecken.

»Scheiße! Der Taucher kann von außerhalb des Hafens kommen.«

Die Wissenschaftlerin richtete sich von dem blutenden Slim auf. »Die Kehle durchgeschnitten«, sagte sie ruhig.

Amanda ballte die Fäuste. »Seit ich die Jacht aus der Vergangenheit gesehen habe, versucht mich jemand auszu-schalten.«

Sie kletterte ins Außen-Cockpit. »Mach die Trossen los!«, rief sie Joyce zu.

Die Wissenschaftlerin fragte nicht lange. Amanda startete die beiden Diesel. Nach kurzem Blubbern rührten sie auf.

Kaum waren die beiden Trossen vom Kai gelöst, zog die *Electra* an. Amanda scherte sich nicht um die Dreiknotenvorschrift, sondern gab Gas. Das hatte zur Folge, dass sich nach zwanzig Metern ein Schlauchboot der Hafenzollstation anheftete. Amanda gab mehr Gas. An der Zollstation wurde man aufmerksam und wollte ein Gatter schließen. Doch ehe das passieren konnte, war die *Electra* mit gewaltiger Bugwelle durch. Die beiden Zöllner wurden pitschnass. Außerhalb des Hafens drehte Amanda voll auf. Das Schlauchboot hatte keine Chance mehr.

»Die hetzen uns die Küstenwache auf den Pelz«, hörte sie da Joyces Stimme durch den Fahrtwind.

Doch Amanda winkte ab. Sie hatte das Fernglas angesetzt und suchte den Bereich von einer Meile ab. Zu weit konnte der Taucher nicht schwimmen.

Da erkannte sie in einer Entfernung von etwa achthundert Metern eine Segeljacht.

Amanda hielt im weiten Bogen darauf zu. Sie rief Joyce zu, sie solle aus dem Kasten unter der letzten Sitzbank in der Kombüse die Pumpgun herausnehmen und laden.

Die Wissenschaftlerin verdrehte die Augen, aber als langjährige Geheimdienstagentin in der Exekutive konnte sie damit umgehen.

Amanda drosselte die Maschinen. Die *Electra* schwebte mehr heran. Da erkannte die Agentin die Luftblasen am Heck der Jacht. Einen Namen konnte sie an der Bordwand nicht ausmachen. Aber die Bläschen waren deutliche Zeichen für die Anwesenheit des Tauchers. Er musste einen Unterwasser-Turboschlitten benutzt haben. Anders ging es nicht.

An Bord der Jacht zeigte sich niemand. Joyce kam mit der Pumpgun und legte – sich hinter der Reling in Deckung haltend – auf den Segler an. Aber der Taucher

schien unter der Jacht durchgetaucht zu sein, um auf der abgewandten Seite an Bord zu steigen.

Während Amanda diese Überlegung noch durch den Kopf ging, wurde von irgendwo auf dem Segler das Feuer eröffnet. Es musste sich mindestens um drei Maschinengewehre handeln. Ganz Stücke wurden aus der Holzreling der *Electra* gerissen.

Amanda war mit einem Sprung von Cockpit herunter. Keine Sekunde zu früh. Das Steuer zerbarst in einem wahren Funkenregen.

Joyce Coventree zog den Stecher der Pumpgun durch. Querschläger heulten. Amanda kam neben der Wissenschaftlerin in die Hocke.

»Das Mistding ist gepanzert. Da! Die Schießscharten!«

Ein Motor sprang an.

Eine erneute Salve der Maschinengewehre jagte über das Deck der *Electra*. Die Sirene eines Küstenwachtkreuzers jaulte auf. Da passierte es!

Nebel bildete sich um die Segeljacht und hüllte das Schiff bald völlig ein.

Eine scheinbar gewaltige Wolke.

Der Zusatzmotor des Seglers donnerte auf ... dann Stille.

Der Küstenkreuzer jagte heran. Die Wolke löste sich auf. Der Segler war verschwunden.

Küstenwachstation Rosas

Comandante Pharos schnaubte. »Tolles Märchen!«

Amanda Harris und Joyce Coventree saßen vor dem altmodischen Schreibtisch in der Kommandantur. »Sehen Sie sich doch mein Boot an!«, knurrte die Agentin.

Pharos nickte. »Das haben wir getan. Ich denke, Sie sind Schmuggler und sind von Konkurrenten beschossen wor-

den.«

»Ach ja?« Amanda rief es spöttisch. »Und wo bitte ist der Konkurrent plötzlich abgeblieben? Spurlos ins Nichts verschwunden?«

Auch darauf hatte Pharos eine Erklärung. »Die künstliche Nebelwand haben wir gesehen. Ein alter Trick.«

»Das erklärt nicht, wie die Segeljacht innerhalb von dreißig Sekunden außerhalb ihres Bereiches sein konnte. Ohne Spur! Oder haben Sie etwas gesehen?«

Pharos schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Schluss jetzt! Wir haben uns auf *Sie* konzentrieren müssen. Schließlich standen Sie mit dem Gewehr im Anschlag an der Reling und bedrohten uns!« Er gab seinen beiden Beamten einen Wink. »Bringt die beiden in unsere Gästezimmer.«

Joyce Coventree ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Sie deutete auf die Ausweise und Taschen, die auf einem kleinen Tisch neben dem Schreibtisch lagen.

»In meinem Passetui finden Sie eine Telefonnummer. Sie gehört zu einem Anschluss des Foreign Office in London. Rufen Sie dort an und erkundigen Sie sich nach uns.«

Pharos nickte. »Das werde ich tun. Aber nicht jetzt. Vielleicht morgen oder in ein paar Tagen. Abführen!«

Da beide Frauen Handschellen trugen, war an eine Gegenwehr im Moment nicht zu denken. Beide wurden im Kellergeschoss der Kommandantur in je einer Zelle untergebracht.

Die Agentin ließ sich seufzend auf die harte Pritsche fallen.

Sie versuchte nachzudenken.

Diese Jacht des Flugzeugmotoren-Herstellers Dusberg war 1958 verschwunden. Mit ihr die Crew und er selbst mit seiner Frau.

Hatte er Kinder?

Amanda würde es feststellen lassen.

Weshalb war die Jacht verschwunden? Hing es mit der Affäre *Air Wings* zusammen? Mit den Projektionen?

Lady Justin war tot. Wer sie erschossen hatte, konnte innerhalb des letzten Jahres nicht geklärt werden. Die Daten zum Tunnel in ein anderes Universum hatten sich selbst vernichtet.

»Shit!«, spie die Agentin aus.

Dann fiel ihr die Sache mit diesem Nonnenorden ein. Wie passte der ins Bild?

Sie musste wohl eingenickt sein, jedenfalls rüttelte sie plötzlich die Wache.

»Kommen Sie bitte mit nach oben.«

Bitte ... nach oben ...

Amanda wunderte sich.

In der 1. Etage der Kommandantur traf sie auf einen sehr verlegenen Pharos.

»Eben hatte ich einen Anruf meines Polizeipräsidenten.« Er atmete schwer. »Jedenfalls erhielt ich die Anweisung, Sie sofort freizulassen.«

Amanda grinste böse. »Vielleicht hätten Sie mir vorher besser zuhören sollen.«

Eine andere Wache geleitete Lady Coventree in das Büro.

Eine halbe Stunde später saßen sie in einem Boot nach Empuriabrava.

Auf der *Electra* genehmigten sich die beiden Frauen erst einmal einen *Osborne* und Kaffee.

»Da muss ja auf höchster Ebene jemand etwas von unserer Verhaftung mitbekommen haben«, brummelte Amanda.

Joyce lachte leise. »In letzter Sekunde habe ich eine SMS an Sir John schicken können.«

Amanda hob die Augenbrauen. »Oho ... deinen Mann.«

Joyce nickte. »John ... sagen wir es mal so ... verkörpert ab und zu die britische Regierung.«

»Und ist inzwischen ein guter Freund von Blackstone.«

Joyce nickte kichernd. »So ist es!«

Einen Moment herrschte Schweigen auf der Jacht. Amandas Blicke glitten über die Schäden, die das MG-Feuer verursacht hatte.

»Seit der Sichtung des merkwürdigen Unterwasserobjektes und der *Lincoln* versucht jemand mich auszuschalten«, rekapitulierte sie.

Joyce nickte wieder. »Jemand, der sich unsichtbar machen kann oder ... in eine andere Dimension verschwindet.«

Amanda lehnte sich in die Kissen des Sofas zurück. »Der Tunnel ist verschlossen. Jedenfalls gibt es keinen Hinweis auf eine Öffnung. Demnach gibt es in unserer Existenzebene noch jemanden, der – warum auch immer – operiert.«

Joyce angelte nach einer Benson & Hedges. »Jemand muss ja auch Lady Justin ermordet haben.«

Amanda nahm einen Schluck Kaffee.

»Demnach ist eine Gruppe ... wer auch immer ... hier noch aktiv.« Sie legte ihre Stirn in Falten. »Was war das noch mit diesem mysteriösen Orden, zu dem Dusberg eine Beziehung unterhielt?«

»Benediktinerinnen. Ein Ordenshaus befindet sich in unmittelbarer Nähe – in Castello.«

»Na sieh mal an.« Amandas Gehirn arbeitete präzise. »Sag mal ... bei diesen Anschlägen auf NATO-Stützpunkte, wurde da etwas gestohlen?«

Joyce richtete sich ruckartig auf. »Himmel ... keine Ahnung!«

»Könnte dein geliebter John das in Erfahrung bringen?«

Nur zwei Minuten später jagte Joyce eine SMS über eine sichere Leitung.

Die Antwort kam postwendend. »Brauche 24 Stunden Zeit.«

Amanda stand auf. »All right! Ich gehe zum Hafengebiet. Der soll einen Reparaturtrupp herschicken.«

Bereits nach zwei Stunden meldete sich John.

»Es geht um vier Anschläge in Europa. In der Türkei, in Deutschland, in England, in Spanien und einen Anschlag in den USA. Auf den Air-Force-Stützpunkt Edwards.«

Amanda staunte. »Dort soll doch angeblich Eisenhower Kontakt zu Extraterrestriern gehabt haben.«

»Richtig«, bestätigte Joyce. »In den anderen Stützpunkten arbeiteten zu den Überfallzeiten Soldaten, die auch mal in Edwards stationiert gewesen waren.«

Amanda hörte alle Glocken klingen.

»Wann war das?«

»1963, 1967, 1999 und 2001.«

Die Agentin klappte ihren Laptop auf. Es dauerte nur wenige Minuten, da blickte sie Joyce triumphierend an. »In den Jahren sind jedes Mal neue Fernmelde-Satelliten ins All geschossen worden.«

Joyce rief sogleich ihren Mann an.

»Natürlich sehe ich Zusammenhänge, John!«, vernahm Amanda die ungehaltene Stimme von Joyce Coventree.

Eine weitere halbe Stunde später wussten sie, dass Dateien dieser Satelliten aus den einzelnen Stützpunkten entwendet worden waren.

»Vor allem Überflug- und Kontaktzeiten«, erklärte Joyce, das Handy wegsteckend.

Amanda schürzte die Lippen. »Gibt es in der Nähe des spanischen Stützpunktes ein Benediktinerkloster?«

Sie recherchierte rasch selbst im Internet und wurde fünf

dig. »Nur vierzig Kilometer entfernt. Bingo!«

Sie ließ sich wieder auf das Sofa fallen. »Okay – jetzt benötigen wir die Personallisten der Soldaten, die sowohl in Edwards stationiert waren wie auch in den anderen Stützpunkten.«

Joyce schaute auf. »Wieso?«, begann sie langsam. »Siehst du überhaupt eine Verbindung? Die Eisenhower-Sache ist lange her. Und auch nur Legende.«

Amanda nickte. »Stimmt, aber die Raumgleiter, die diese Satelliten ins All gebracht haben, landeten alle auf Edwards.«

»Ups!«, machte Joyce nur.

Amanda lächelte. »Ich bin mal vorsichtig, aber ich sehe vage eine Verbindung zwischen dem mysteriösen Objekt, der *Lincoln*, den NATO-Stützpunkten und den Klöstern. Jedenfalls hat man – wer und von wo auch immer – beobachtet, dass ich an Bord der Jacht gestiegen bin und etwas an mich genommen habe.«

Die Agentin ging zum Bordsafe. »In der Seekarte oder dem Logbuch muss etwas sein, was andere besser nicht wissen sollten.«

Joyce stand von ihrem Sessel auf. Sie trat zu Amanda, ergriff einen Zettel und schrieb darauf: *Wer weiß, ob wir abgehört werden. Komm mit!*

Die Agentin stutzte, packte dann Seekarte und Logbuch in eine Umhängetasche, lud die 45er durch und folgte Joyce von Bord. Erst auf dem Kai fragte sie leise: »Wohin?«

»Eine Freundin besitzt ein Haus in einem ruhigen Viertel hier. Ich denke, da sind wir sicherer. Sofern man den Ausdruck nutzen sollte.«

Empuriabrava, am Abend desselben Tages

Das Haus lag idyllisch und erwies sich als urgemütlich. Ein großer Pool schloss sich an die Terrasse an.

Joyce lächelte. »Badesachen und anderes sind in den Schränken der Zimmer.«

Zehn Minuten später schwammen beide ausgelassen herum.

Amanda tauchte tief durch das Becken und kam neben Joyce prustend hoch. Sie wischte sich das nasse Haar aus der Stirn und wollte wissen: »Du bist tatsächlich der Meinung, dieses Haus ist sicher?«

Die Wissenschaftlerin lächelte und nickte: »Es gibt Bewegungssensoren, Kameras, und niemand weiß davon.«

Nun – die Agentin hatte gelernt, dass dies nicht immer schützte. Aber was bedeutete schon Sicherheit? Zumal sie nicht wussten, wer ihnen ans Leder wollte.

Von außen war der Innenbereich nicht einsehbar. Ausgenommen von einem Flugzeug. Der Empuriabrava Airport lag nicht weit entfernt und regelmäßig sahen sie Fallschirmspringer.

Die Seekarte und das Logbuch lagen wohlverwahrt in einem Safe, der in den Steinboden eines der Schlafzimmer eingelassen war.

»Wir sollten uns das Ordenshaus in Castello einmal ansehen«, erklärte Amanda, als sie beide nebeneinander in einer Sonnenliege trockneten.

Als die Sonne langsam hinter den umliegenden Bergen verschwand, machten sich Joyce und Amanda auf den Weg. Unauffällig mit Fahrrädern. Wie Touristen. Castello lag nur knapp vier Kilometer entfernt. Beherrscht durch die Templer-Kathedrale.

»Dies ist sowieso ein historisch-mystischer Ort«, sagte

Joyce während der Fahrt. Sie deutete nach rechts auf einen Berg, der sich im letzten Sonnenlicht erhob. »Dort oben die Burg soll einst Amphortas, dann Parcival und später die englische Königin Guinevere bewohnt haben.«

»Also gab es Templer hier«, rief Amanda.

»Ja ... und deshalb fallen Benediktiner hier nicht auf.«

Sie radelten bald den Damm der Muga entlang und näherten sich dem Ort Castello. Etwas außerhalb sollte das Kloster liegen.

Nach einer Stunde hielten sie die Räder auf der alten Römerbrücke an. Joyce deutete über das beinahe trockene Flussbett. »Dort hinten – das rötliche Dach – das ist das Kloster.«

Ein schmaler Weg führte an dem Bogenportal vorbei. Mit ihren Fahrrädern fielen die beiden Frauen nicht auf. Bald hatten sie auf einer sanft zum Fluss abfallenden Lichtung einen guten Beobachtungsplatz gefunden.

Amanda zog das Spezial-Fernglas aus der Satteltasche. Digital wurden Licht und Objekte noch verstärkt. Es besaß sogar einen Wärmetaster.

Joyce lachte kehlig. »Wie ich sehe, hat dich Paraforce gut versorgt.«

»Wenn ich etwas tun soll, muss man mich auch ausrüsten«, kam es kurz von Amanda.

Langsam senkte sich Vorabenddämmerung über das Flusstal.

»Dämmerung geht hier rasch in Dunkelheit über«, kam es leise von Joyce.

Amanda schaute angestrengt durch das Fernglas. Da sah sie eine Gruppe Nonnen. Sie liefen wie die Gänse hintereinander einen schmalen Pfad entlang. Dieser schlängelte sich am Fluss entlang. Amanda machte Joyce auf die Gruppe aufmerksam, die man nun – trotz der stärker werden-

den Dämmerung – gut ausmachen konnte.

Sie mochte wohl noch fünfzig Meter von der Brücke entfernt sein – der Pfad führte unterhalb des ersten Bogens hindurch –, da vernahmen die Beobachter auch den Gesang.

Amanda grinste spitzbübisch. »Gut drauf, die heiligen Damen.«

Joyce lachte leise mit ihrem dunklen Timbre. »Wenn es stimmt, was du vermutest, dann sind sie eher scheinheilig.«

Der Trupp näherte sich dem Brückenbogen. Die ersten verschwanden bereits im Schatten. Amanda richtete sich auf. »Dann wollen wir doch mal sehen, wohin die Damen weiter wollen«, murmelte sie und winkte ihrer Begleiterin zu, ihr auf die andere Brückenseite zu folgen.

Nach zwei Minuten zog Joyce eine Augenbraue hoch. »Sie müssten doch längst auftauchen ...«

Amanda hielt die Luft an. »Hörst du was?«

Joyce verneinte.

Amanda rannte zurück auf die andere Seite der Brücke. Auch da sah und hörte sie niemanden.

»Bullshit!«, stieß Amanda hervor und rannte über die Brücke zur Uferseite. Joyce folgte etwas langsamer. »Mädel«, rief sie, »ich bin keine zwanzig mehr!«

Amanda Harris erreichte das Ende der Brücke. Sie bog ein dichtes Buschwerk zur Seite und konnte so bis unter den Brückenbogen sehen.

Die Nonnen waren verschwunden.

»Das kann nicht ein!«, stieß Joyce schwer atmend aus.

Amanda sagte nichts. Die Paraforce-Agentin rutschte den Hang hinunter und stand alsbald unter der Brücke.

Sie untersuchte den Boden.

»Was siehst du?«, erklang es hohl zu ihr.

Amanda war in die Hocke gegangen und strich mit der flachen Hand über den Boden. Er fühlte sich sandig an. Ihr Herz schlug rascher.

Endlich richtete sie sich auf und erklimmte den Hang wieder. Wenig später stand sie neben Joyce. Die blickte sie fragend an.

»Eine Spur von bloßen Füßen, die in der Mitte der Brücke unten endet.«

Joyce riss verblüfft die Augen auf. »Sie endet einfach?«

Die Agentin nickte.

Joyce sog tief die Luft ein. »Was schließt du daraus?«

Amanda zuckte die Achseln. »Wenn es nicht verrückt wäre, dann ...«

Joyce senkte etwas den Kopf und blickte Amanda unter den Wimpern hervor ins Gesicht.

»Ein Transmissionsfeld.«

Amanda zog leicht die Oberlippe hoch. »Fällt dir eine andere Erklärung ein?«

Joyce musste das verneinen. »Es sei denn – die Damen verfügen alle über die Fähigkeit der Teleportation.«

Amanda lachte auf. »Das wäre noch unwahrscheinlicher, guter Watson.«

Nun musste auch die Wissenschaftlerin lachen.

»All right«, meinte sie dann. »Wir werden morgen Messungen vornehmen. Ein Transmissionsfeld benötigt viel Energie.«

Empuriabrava, am späten Abend

Joyce und Amanda saßen am beleuchteten Pool und ließen die Ruhe sowie ein Glas Rotwein auf sich wirken.

Die Wissenschaftlerin hatte die Schuhe abgestreift und reckte sich wohligh.

»Wir sollten Ferien machen, anstatt verrückten Ereignissen nachzulaufen.«

Amanda wandte den Kopf und lächelte. »Wieso bist du hier? Du könntest doch dein ruhiges Leben auf dem Cottage genießen.«

»Ja«, kam es trocken von Joyce. »Und dabei zum alten klapprigen Weib werden.«

Amanda lachte kichernd.

»He!«, kam es von Joyce. »Das ist nicht spaßig. Außerdem würde mir langweilig.« Sie richtete sich auf der Liege auf. »Des Weiteren vergisst du, dass ich irgendwie in die Ereignisse involviert bin.«

»Ah«, dehnte Amanda. »Rache für die geklauten Cyborgs!«

»Auch das!«, kam es knurrend von der Wissenschaftlerin.

Amanda nahm das Weinglas von dem kleinen runden Tischchen, das zwischen den beiden Liegen stand. »Sag mal, Joyce ... du sagtest, dieser ... Hyperantrieb sei nie produziert worden. Wo sind die Unterlagen?«

Die Wissenschaftlerin zuckte die Achseln. »John versucht das herauszufinden, aber vermutlich liegen die Pläne in einem geheimen Tresor von MI5 oder MI6 ... oder der CIA ...«

Amanda blickte über das blaue Wasser des Pools. Die indirekte Beleuchtung zauberte silberne Bläschen auf die Oberfläche. »Diese Anschläge ... sie fanden auf Stützpunkten statt, auf denen Personen beschäftigt waren, die in irgendeiner Weise mit diesen Versuchen in Berührung gekommen sind. Richtig?«

Joyce bestätigte das. »Worauf willst du hinaus?«

»Sind die betreffenden Personen in unmittelbarer Gefahr gewesen?«

Die Wissenschaftlerin hob beide Augenbrauen fragend. »Nein ... Himmel noch mal! Welchem Gedankengang folgst du?«

Die Agentin schloss die Augen und atmete ruhig. Dann meinte sie leise: »Wenn die Anschläge den Personen gegolten hätten, hätte ein Profi ihnen aufgelauert. Irgendwo! Big Bang oder nicht. Die Person musste ausgeschaltet werden. Das war aber nicht der Fall. Ergo?«

Joyce setzte sich aufrecht. »Verdammt! Sprich nicht in Rätseln!«

»Etwas muss sich *mit* diesen Zielpersonen auf den Stützpunkten befinden – oder befunden haben.«

Die Wissenschaftlerin sank auf der Liege zurück. Sie hauchte: »Was könnte das sein?«

Amanda wandte den Kopf. »Das frage ich *dich*.«

Beide versanken in Schweigen.

Endlich stand Amanda auf, reckte sich und erklärte: »Wir müssen herausfinden, mit was die Leute auf den Stützpunkten ursprünglich befasst gewesen sind und was heute Ziel der Anschläge sein könnte. Einige der Personen sind sicher in akuter Gefahr.«

Joyce blickte die Sprecherin mit leicht zusammengezogenen Augen an. »Du denkst wirklich ...?«

»Keine Ahnung, weshalb. Doch es werden sich Anschläge wiederholen.«

Die Uhr zeigte bald die erste Morgenstunde, als sie sich zu Bett begaben.

Amanda schlief unruhig und irgendwann weckte sie etwas.

Was es war, vermochte sie im ersten Moment nicht zu sagen. Doch dann vernahm sie die tappenden Schritte auf der obersten Etage.

Wie ein Pfeil schnellte sie aus dem Bett. Die Neun Milli-

meter Glock greifen und neben der Zimmertür in die Hocke gehen, vollzog sich fließend.

Sie lauschte. Das kaum hörbare Tapsen von Gummisohlen näherte sich der Terrassen-Innentür. Amanda atmete kurz durch. Wenn es sich um ein geschultes Sturmkommando handelte, würden sie sofort schießen. Joyce würde es im Bett treffen. Die Agentin duckte sich seitlich der schmalen, hohen Tür. Eindringlinge konnten nur einzeln hereinkommen, und wenn sie kugelsichere Anzüge trugen, gab es nur die eine Möglichkeit: Von unten zwischen die Beine schießen.

Da!

Einen winzigen Spalt öffnete sich die Tür. Dann absolute Stille.

Ein geringfügiger Quietschton, als die Tür vollständig aufgezogen wurde.

Der Schatten!

Dann vollzog die Gestalt einen vorsichtigen Schritt in den kleinen Flur der ersten Etage.

Amanda schoss!

Mit kurzem Aufschrei wurde der Unbekannte sowohl einige Zentimeter hoch wie auch rückwärts geschleudert. Wie viele Begleiter er hatte, konnte die Agentin nicht ausmachen, aber sie hörte den Ausruf: »Bullshit!« Dann ein Stolpern.

Es handelte sich demnach nicht um ein spanisches Überfallkommando. Da wurde die Tür von Joyces Schlafzimmer aufgerissen. Es dauerte nur zwei Sekunden, dann blaffte es in die Türöffnung. Ein grelles Gebilde wie ein Kugelblitz entwickelte sich. Danach sah man nur kurz brennende, taumelnde Gestalten. Amandas Kopf ruckte herum. Sie glaubte nicht, was sie sah.

Joyce lud in aller Ruhe die Leuchtpistole nach. Dann

schob sie Amanda zur Seite und trat vorsichtig auf die Mittelterrasse im Schutze der Außentreppe, die noch eine Etage höher führte. Die Wissenschaftlerin stützte sich mit der linken Hand auf das steinerne Geländer, zog den Körper zur Treppe herum und hob die Leuchtpistole mit rechts.

Erneut verließ zischend eine Leuchtkugel den Lauf und zwei markerschütternde Schreie kamen als Antwort darauf.

Das Getöse eines nahenden Helikopters ließ das Haus erbeben. Dann senkte sich ein Schatten wie ein vorsintflutliches Ungeheuer herab.

Joyce hatte nachgeladen. Sie kniete neben der Treppe, ruhig wie auf dem Schießstand, und hielt den Lauf der Signalwaffe senkrecht nach oben.

Was dann geschah, konnte man nur als Inferno bezeichnen. Die Leuchtkugel zischte hoch. Streifte den Rumpf des Helikopters und suchte sich schlingernnd den Weg zum Rotor. Es knallte, es knirschte ... Metallteile brachen ... Wie ein mächtiger Komet vor dem Erdeinschlag entwickelte sich ein Feuerhof.

Ein ohrenbetäubendes Pfeifen erfüllte die Luft, der Motor röhnte noch einmal mit voller Gewalt auf ... dann nur noch Krachen, Kreischen, Splintern, Knirschen.

Amanda und Joyce lagen flach auf den Steinfliesen.

Wie abgeschnitten verstummten die Höllengeräusche. Dafür drang das Prasseln von Flammen an ihre Ohren.

Joyce sprang auf und rief: »Weg hier!«

Sie jagten die Innentreppe abwärts, erreichten die Haustür, sprangen in den Garten und überkletterten einen Holzzaun zum Nachbargrundstück.

Keine Sekunde zu früh warfen sie sich hinter eine Garagenwand des Nebenhauses.

Die Detonation fegte das Gebäude, in dem sie sich noch

vor drei Minuten aufgehalten hatten, wie mit einer Riesenfaust weg.

Auf der *Electra*, zwei Stunden später

Von der Backbord-Reling sahen sie den hellroten Himmel. Sie hörten die jammernden Sirenen der *Bombers* und anderer Einsatzfahrzeuge.

»Das war verdammt knapp«, kam es von Joyce.

Amanda antwortet nichts. Sie kappte die beiden Trossen und ließ die Turbo-Diesel an. Niemand hielt sie auf, als sie über den Hauptkanal die Marina verließen. Amanda nahm Kurs auf L'Estartit.

Noch weit vom Meer her sahen sie den Widerschein des Feuers.

»Schade um das schöne Haus«, seufzte Joyce und erklimmte die Leiter zum Freiluft-Cockpit. »John wird ärgerlich sein.«

Trotz der Situation und dass sie dem Teufel gerade noch mal entkommen waren, musste Amanda lachen.

Das Meer lag ruhig und der Mond erhob sich eben über den Horizont.

Dementsprechend lagen hier auch die entsprechenden »Wassergefährt« vor Anker.

Amanda fand einen Platz neben einer umgebauten französischen Fregatte. Hier im Schatten des größeren Schiffes würden sie kaum auffallen.

Die Formalitäten beim Hafenmeister würde sie am Morgen erledigen.

Das Brummen der Motoren erstarb. Gemächlich dümpelte die *Electra* dahin.

Joyce hatte die Trossen festgemacht.

»Meinst du, hier sind wir sicherer?«, fragte sie leise, als

sie wieder an Bord kam.

Amanda zuckte die Achseln. »Hier wird uns niemand vermuten. Von Castello aus muss uns jemand gefolgt sein. Jemand mit viel Know-how und Einsatzmitteln. So eine Spezialeinheit kann sich nicht jeder leisten.«

»Geheimdienst?«, fragte die Wissenschaftlerin.

»Das waren Söldner. Ich denke, dass an diesem schnuckeligen Nonnenorden einiges faul ist.«

Sie sicherten Türen und Fenster und zogen die lichtdichten Vorhänge zu. Die *Electra II* lag in völliger Finsternis. Amanda hatte die Unterwasser-Beobachtung eingeschaltet und das 3-D-Radar. Zusätzlich noch Infrarot-Bewegungsscanner. Diese würde im Umkreis von zweihundert Metern alles erfassen. Da sich ein Sensor auf dem Funkmast befand, gab die neben ihnen liegende *Fregatte* keinen Empfangsschatten. Amanda checkte noch, dass sich auf den Booten neben ihnen wirklich niemand aufhielt.

Mit dem Fernglas tastete die Agentin vom Freiluft-Cockpit noch die Küste ab. Der Schein des Feuers in Empuriabrava zeigte sich schwächer.

»Da werden die Mossos² was zu tun haben«, murmelte Amanda.

In dem geräumigen Salon der Jacht machten es sich die beiden Frauen erst einmal bequem.

»Gut, dass ich vernünftige Kleidung an Bord habe«, bemerkte die Agentin feststellend und betrachtete die Sachen, die sie am Leibe trugen. »Wir sehen etwas abgerissen aus.«

Sie gönnten sich noch einen guten Rotwein, an Schlaf war im Moment sowieso nicht zu denken. Amanda kontaktierte Blackstone.

2 Mossos d'Esquadra – Katalanische Polizei

»Lady Harris«, knurrte er. »Ist es nicht tiefe Nacht bei Ihnen?«

Die Paraforce-Agentin gab einen knappen Bericht.

Darauf herrschte einen Moment Schweigen im Satellitentelefon. Dann kam die Frage: »Wieso ist Lady Coventree bei Ihnen?«

Amanda grinste, was Blackstone aber nicht sah. »Fein, dass es mal was gibt, was *Sie* nicht wissen.«

Die Antwort bestand aus einem Knurren. Dann: »Miss Harris – es gibt Statuten bei Paraforce. Könnten Sie sich vielleicht einmal daran halten? Ihre Alleingänge bringen mich frühzeitig ins Grab.«

Nun musste Amanda lachen. »Mein lieber Sir Blackstone, mich in Ihre Organisation zu nehmen, ist allein Ihre Entscheidung gewesen. So weit ich informiert bin, hat Sir Miles Sie gewarnt.«

»Ja ...«, kam es gedehnt. »Ich hätte auf ihn hören sollen. Nun gut – was ist der eigentliche Grund Ihres Anrufes?«

»Ich benötige Auskünfte über ein Ordenshaus. Direkt bei Castello d'Empuries ...«

Der Chef von Paraforce hörte aufmerksam zu. Endlich erklärte er: »All right, Lady. Ich brauche etwas Zeit. Sagen wir ... vier Stunden.«

Damit war das Gespräch beendet.

Amanda lehnte sich in dem kostbaren Ledersessel zurück. Dann dachte sie halblaut darüber nach, wer ihr vor Ort noch weiterhelfen könnte.

»Es gibt da jemanden«, kam es von Joyce. »Meine Tochter kennt in Empuriabrava einen sehr gewitzten Journalisten. Gibt die Tageszeitung *Arena* heraus. Michael Ormanns. Der hört das Gras wachsen.«

Amanda grinste. »Dann kann er das mal beweisen.«

Der nächste Tag

Amanda Harris stand am Bug der *Electra II*.

Die umgebaute Fregatte neben ihnen war eine Stunde vorher ausgelaufen.

Joyce war noch unter der Dusche. Amanda wollte die Zeit nutzen, in einem nahegelegenen Hypermercado etwas einzukaufen. Man konnte nie wissen, wann man den Proviant wieder aufstocken konnte.

Sie schnappte sich also eine Leinentasche und machte sich auf den Weg. Es herrschte geringer Betrieb in dem Einkaufsmarkt. An der Kühltheke überkam sie auf einmal das Gefühl, beobachtet zu werden. Unauffällig ging sie weiter und gelangte zum Gemüsestand. Hinter der Waage befand sich eine polierte, silberne Trennwand.

Amanda sah es deutlich. Im Bereich der Milchtheke stand eine dunkel gekleidete Gestalt.

Eine Nonne.

Kein Zweifel – diese beobachtete sie genau.

Die Agentin tätigte scheinbar arglos ihre Einkäufe, ging zur Kasse und schlug den Weg weiter zum Ortsmittelpunkt ein. Am Schaufenster einer Boutique blieb sie stehen.

Die Nonne hielt sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf und schaute zu Amanda herüber.

Sie trug das Gewand der Benediktinerinnen und ... was die Agentin besonders aufmerksam machte: Unter dem Ornat schauten recht modische Schuhe hervor.

Amanda Harris betrat das Geschäft. Sie sah sich in Ruhe um und verschwand dann hinter einem der hohen Garderobenständler. Ihre Beobachterin überquerte die Straße und ging langsam an dem breiten Schaufenster vorbei. Etwas seitlich blieb sie stehen und versuchte, durch die spiegeln-

de Scheibe etwas zu erkennen. Geschickt schlich die Agentin in der Deckung diverser Präsentationstische zum Ausgang, wartete den Moment ab, in dem die Nonne durch eine Gruppe vorbeikommender Touristen abgelenkt wurde, und stand plötzlich neben dieser.

»Guten Tag, ehrwürdige Schwester«, raunte Amanda in perfektem Katalanisch. »Ich dachte immer, Ihr Orden liefе Gelübde bedingt barfuß. Die modernen Pumps stehen Ihrer Uniform gar nicht.«

Die Nonne wurde unter der Haube blass und schien recht erschreckt ob der plötzlichen Ansprache. Sie wollte sich rasch von Amanda abwenden, aber diese zischte: »Einen Schritt und ich verpasse Ihnen eine Kugel in die Wade!«

Die Nonne erstarrte in der Bewegung.

»Ich erwarte eine Antwort, Gnädigste«, kam es drohend und bestimmt über die Lippen der Agentin.

»Es ist gesünder für Sie, mich in Ruhe zu lassen und aus Spanien zu verschwinden«, kam es mit kehliger Stimme zurück.

Amanda lachte leise und freudlos auf. »Sicher nicht, meine Liebe. Wir beide werden jetzt dort gegenüber in das Café gehen und Sie werden mir einige Fragen beantworten.«

Sie ergriff den rechten Arm der Nonne und drehte diese zum Fahrbahnrand.

»Machen Sie keinen Fehler«, flüsterte die Nonne.

»Keine Sorge«, entgegnete die Agentin. »Ich habe nicht vor, Ihnen ans Leder zu gehen. Also kommen Sie freiwillig oder muss ich rabiat werden?«

Amanda war auf der Hut. Sie rechnete mit einem Angriff, doch zu ihrem Erstaunen passierte nichts dergleichen.

Das Café besaß zwei Etagen und die Paraforce-Agentin dirigierte die Nonne nach oben zu einem Tisch in einer sichtgeschützten Ecke.

Bei der jungen Bedienung bestellte sie zwei Kaffee.

»All right – Sie gehören zu dem Kloster in Castello.« Es kam von Amanda feststellend. »Weshalb verfolgen Sie mich? Keine Ausreden – das nützt Ihnen nichts!« Amanda lächelte freundlich. »Der Stilbruch in Ihrer Kluft fällt auf.«

Die Nonne – sie besaß ein apartes Gesicht mit leichtem, ganz dezentem Make-up, was auch nicht zum Outfit passen wollte – atmete tief ein.

Die Paraforce-Agentin schätzte sie auf Ende dreißig.

Der Kaffee kam.

Nachdem die Bedienung sich wieder entfernt hatte, blickte Amanda ihr Gegenüber auffordernd an. »Nun? Weshalb verfolgen Sie mich? In wessen Auftrag?«

Die Nonne verdrehte die Augen. »Hören Sie, Miss Harris, Sie begehen einen gefährlichen Fehler.« Die Stimme klang eindringlich.

»Oh – Sie kennen meinen Namen?«

»Ich weiß noch viel mehr. Lassen Sie die Finger von der Geschichte. Vergessen Sie die *Lincoln IV*! Sie haben sie nie gesehen.«

»Dazu ist es leider zu spät.« Amanda ließ sich ihr Erstaunen nicht anmerken.

Die Nonne nahm einen Schluck Kaffee, hielt die Tasse in der Hand und blickte Amanda an.

Dann verlief alles blitzschnell. Der heiße Kaffee klatschte Amanda ins Gesicht. Diese musste kurzfristig die Augen schließen. Die Nonne sprang auf und rannte auf die Treppe zu. Amanda brauchte eine Sekunde zu lang, um wieder etwas sehen zu können.

Die junge Bedienung schaute der Szene entsetzt zu.

Die Agentin fluchte laut vor sich hin und machte sich an die Verfolgung. Doch als sie die Straße erreichte, war von der Nonne nichts mehr zu sehen.

Wieder an Bord der *Electra* erzählte sie Joyce von der Begegnung. Diese zeigte sich besorgt.

»Man ist also bestens informiert. Das ist gefährlich.«

In dem Moment meldete sich das Satellitentelefon. Es war New York.

»Lady Harris, ich habe Informationen über diesen Orden ...«

Die Agentin hörte aufmerksam zu.

Am Schluss erklärte sie: »Diese merkwürdige Gesellschaft ist über meine Anwesenheit und die Sichtung der *Lincoln IV* genau informiert.«

Sie vernahm Blackstones nervösen Atem. »Dann brechen wir erst einmal ab. Tot nützen Sie niemandem etwas.«

Amanda lachte gurrend. »Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«

Eine halbe Stunde später legte die Jacht ab. Sie nahm Kurs auf den Küstenort Sant Pere de Pescador. Von dort wählte sie die Telefonnummer von Michael Ormanns.

Der staunte nicht schlecht.

»Eine Freundin von Sheila ...«

Amanda lachte leise. »Können wir uns sehen?«

Sie vereinbarten einen Termin für den späten Nachmittag. Nach Beendigung des Gesprächs hangelte Amanda sich an der Bordwand entlang zum Bug. Die Trosse hatte zu viel Spiel und die Jacht dümpelte zu stark. Der Pfänder schlug hart an den Steg.

Während sie die Trosse neu sicherte, musste sie in die Hocke gehen. Dabei fiel ihr Blick auf die vordere Reling. Sie verhiet in der Bewegung und kniff die Augen zusammen. Etwas reflektierte silbrig in der Sonne.

Die Agentin richtete sich auf und erklimmte, die Augen fest auf den Punkt gerichtet, dessen Reflex sie nun nicht mehr sah, die Bugspitze. Ihre Finger tasteten die mittlere Relingverstrebung oberhalb der Ankerwinde ab.

»Na sieh mal an«, murmelte sie, als sie das winzige Ortungsgerät in Händen hielt. Hätte sich nicht die Trosse gelockert, es wäre ihr niemals aufgefallen.

»Daher wusstet ihr, wo ich bin.« Ein diabolisches Lächeln huschte über ihre Züge, als sie das Fischerboot in knapper Entfernung an der *Electra* vorbeiziehen sah. Amanda holte aus und warf den Sensor zu dem Kutter. Das Gerät verschwand irgendwo in der Ladeluke.

Nun peilt mal schön, zuckte es durch ihren Kopf. Gut gelaunt enterte sie die Kabine.

Die Kabinen der Jacht hatten sie gescannt. Da gab es nichts.

Joyce sah die Agentin an, als diese fröhlich pfeifend die Stufen in den Salon herunterkam. Amanda sagte es ihr.

»Das muss dann schon passiert sein, nachdem du in Empuriabrava eingelaufen bist«, mutmaßte sie.

Diese Überlegung war Amanda auch bereits gekommen. Seit sie die *Lincoln IV* gesehen hatte, stand sie unter Beobachtung. Außerdem war da noch das merkwürdige Unterwasserobjekt.

Mit einem Leihwagen fuhr Amanda am Nachmittag nach Empuriabrava hinüber. Der Herausgeber der Zeitung *Arena*, die sowohl als Print als auch als Onlinezeitung erschien, empfing Amanda in seinem Büro. Dieses befand sich in seinem gut abgesicherten Privathaus am Ende einer kleinen unscheinbaren Straße.

»Oft ist es gut, nicht direkt gefunden zu werden«, erklärte der sympathische Deutsche, der vor Jahren in Spanien hängen geblieben war.

Man merkte, dass ihn die attraktive Agentin faszinierte. »Gehören Sie auch zu Sheilas Investigations-Team?«, wollte er wissen.

Amanda lachte mit ihrer Altstimme auf. »Nein, ich arbeite für ... eine UN-Organisation. Aber die Lady hat mich mal aus einer schlimmen Situation rausgehauen und ich bin mit ihrer Mutter gut befreundet. Sie befindet sich auf meinem Schiff.«

Michael bot seiner Besucherin etwas zu trinken an und fragte dann gerade heraus: »Wie kann ich Ihnen helfen?«

Amanda setzte vorsichtig an. »Ist Ihnen etwas von ... drücken wir es mal so aus ... von merkwürdig einzustufenden Vorkommnissen an der Küste bekannt?«

Dabei angelte sie nach einem Zigarillo.

Der Journalist, der Bier und Zigaretten vor einiger Zeit Adieu gesagt hatte, blickte Amanda leicht amüsiert an.

Mit einer Hand angelte er einen Aschenbecher aus einem Regal. »Das kommt darauf an, was Sie als merkwürdig ansehen?«

Die Agentin verzichtete darauf, den Glimmstängel anzuzünden. »Sagen wir es rund heraus, Herr Ormanns ...«

»Michael«, unterbrach dieser. »Nicht so förmlich, das lässt mich alt wirken.«

Amanda musste erneut lachen. »Okay – dann aber auch Amanda.«

Michael nickte.

Nun fuhr die Agentin fort: »Sagen wir mal nicht normale Wasserfahrzeuge oder ungewöhnliche Lichter im Meer.«

Der Journalist blickte die Agentin fast eine Minute an. Endlich antwortete er: »Sie haben es auch schon gesehen, nicht wahr?«

In Amanda spannte sich alles an. »Wenn wir dasselbe meinen ... ja.«

»Es ist grünlich fluoreszierend, steigt aus der Tiefe auf und kurz vor der Wasseroberfläche scheint es plötzlich zu verschwinden.«

Die Agentin zog beide Augenbrauen hoch. »Stimmt! Bis auf eines ... bei mir tauchte es wieder ab.«

Der Journalist schürzte die Lippen. »Ah ... nun ... möglicherweise ein unterschiedliches Verhalten. Ich weiß von vier Sichtungen. Allerdings habe ich selbst so etwas noch nicht miterlebt. Skipper haben mir das erzählt.«

»Eine Ahnung, was es sein könnte?«

Michael Ormanns wiegte den Kopf. »Schwer zu sagen. Ich habe einige Meeresbiologen befragt. Sie vertreten die These, es handele sich um ein oder zwei seltene Exemplare mutierter Quallen. Eventuell durch den ganzen Atommüll in den Ozeanen. Vor einigen Jahren sollen solche Quallen mal im Pazifik gesichtet worden sein.«

»Ihre ... deine persönliche Ansicht?«

Der Journalist sog tief die Luft in die Lungen. »Also - ich glaube nicht an UFOs. Doch seltsam ist es schon. Außerdem denke ich, du weißt, was du gesehen hast.«

Amanda starrte aus dem großen Fenster in den Garten des Anwesens. »Sagt dir der Name Ana Mercedes Magdalena etwas?«

Michael verzog das Gesicht. »Die Äbtissin dieses angeblichen Benediktinerklosters ...«

Die Agentin beugte sich interessiert vor. »Weshalb angeblich?«

Der Journalist nahm einen Schluck Mineralwasser. »Puh«, meinte er dann. »Ein Bier wäre mir lieber, aber meine Pumpe ist gefährdet.« Er grinste unglücklich. »Also ... angeblich - das heißt, früher war das ein Kloster der Benediktinerinnen. Ich kannte die Oberin. Mutter Elena Bianca. Eine nette ältere Dame. Plötzlich, vor fünf Jahren, ver-

schwand sie und auch eine Anzahl der Nonnen. Inzwischen kenne ich keine mehr von denen. Eine völlig neue Besetzung, wie es scheint.«

Amanda zuckte die Achseln. »Das soll vorkommen.«

»Klar«, kam es von Michael. »Aber kennst du Nonnen, die Make-up benutzen? Wenn auch sehr, sehr dezent. Dazu recht modische Schuhe. Früher waren es Barfüßer-Nonnen.«

Amanda fuhr sich leicht durch das schwarze unbändige Haar. »Das ist komisch. Aber müsste das nicht dem Pfarrer der Basilika oder sonst wem auch auffallen?«

Der Journalist lachte leise. »In der Basilika, beim Gottesdienst, da sind die Damen sehr keusch und züchtig und unten ohne. Allerdings habe ich bemerkt, das bei einigen schon mal Reste von Nagellack an den Zehennägeln klebte.«

Amanda überlegte. »Wann gehen diese Nonnen in die Basilika? Sie werden doch eine Hauskapelle besitzen?!«

»Ja - aber Sonntags sind sie um elf Uhr in der Kirche von Castello.«

Die Agentin schaute den Journalisten ernst an. »Da gibt es doch noch was - oder?«

Michael hob etwas hilflos die Arme. »Viel Gemunkel. Von Alchemie und Exorzismus. Natürlich in unserer Zeit völliger Humbug!«

»Sicher«, murmelte Amanda. Dann schaute sie Michael wieder an. »Könntest du - diskret natürlich - ein paar Erkundigungen einziehen?«

Nun lachte der Journalist laut auf. »Mierda! Genau wie die Lady! Okay - ich werde mir was überlegen.« Er schnippte mit den Fingern. »Vielleicht eine historische Reportage. Mal sehen ...«

Joyce blickte eine Stunde später Amanda neugierig an.

Sie berichtete von dem Gespräch.

»Elementar, Watson«, rief sie aus. »Das mit den mutierten Quallen ist natürlich Blödsinn.«

»Davon gehe ich aus«, entgegnete Amanda. »Irgendwelche besonderen Beobachtungen?«

Die Wissenschaftlerin verneinte dies.

»Bestens!«

Amanda enterte das Hoch-Cockpit. »Wir fahren bis zum Wochenende nach Palma de Mallorca. Da wird uns kaum jemand vermuten. Sollen sie doch die Küste hier absuchen.«

Mallorca, 48 Stunden später

Die Nachrichten beherrschten der Brand auf einem amerikanischen Flugzeugträger im Atlantik und das Verschwinden eines Tornado-Jägers.

»So eine Maschine kann doch nicht einfach abhandenkommen«, rief Joyce aus.

Amanda kicherte. »Es gibt schon kuriose Dinge. Ich gehe davon aus, dass das ein Fake ist und die NAVY was verschleiern will. Wäre ja nicht das erste Mal.«

Joyce lehnte sich in dem Bordsessel zurück. »Hm – wenn man an den angeblichen Angriff auf das World Trade Center denkt, da weiß man, was gesteuerte Geheimdienste so bewerkstelligen.«

»Das war der größte Betrug an der Menschheit, nur um einen Krieg entfachen zu können«, knurrte die Agentin.

Die Wissenschaftlerin angelte sich eine Benson & Hedges. »Widmen wir uns der aktuellen Aufgabe. Wie willst du vorgehen?«

Amanda schürzte die Lippen. »Am Sonntag mal fromm werden.« Dann verengten sich ihre Augen. Das Unterwas-

ser-Radar gab einen feinen Warnton wider.

»Wir bekommen Besuch«, zischte sie.

Joyce sprang auf. »Kannst du Näheres sehen?«

Amanda justierte das Gerät. Dann schüttelte sie den Kopf. »Es ist weg.«

»Keine Ahnung, was es sein könnte?«

Amanda schüttelte den Kopf. »Aber wir sollten sehr aufpassen.«

Die Nacht blieb ruhig.

Am nächsten Morgen bereitete Joyce ein üppiges Frühstück unter dem Sonnensegel. Mit Orangensaft prosteten sie sich zu.

»Kein Sonarkontakt mehr«, erklärte Amanda.

Joyce lehnte sich zurück. »Das ist gut. Wann fahren wir zurück?«

»Morgen.«

Amanda schaute von ihrem Teller auf und bemerkte, dass die blauen Augen von Joyce sie ernst ansahen.

»Was ist?«, wollte die Agentin wissen und ihre Stimme klang etwas unsicher.

Joyce schüttelte den Kopf. »Ach ... nichts ... Du erinnerst mich in deinem ganzen zielstrebigem Tun an Sheila.«

Amanda ergriff die Hand von Lady Coventree. »Es stimmt immer noch nicht zwischen euch.«

Traurig schüttelte Joyce den Kopf. »Damals ...«, begann sie leise, »... damals habe ich einen schweren Fehler gemacht und der hätte einigen Mädels von Sheila beinahe den Tod gebracht. So etwas verzeiht sie nicht. Auch nicht ihrer Mutter. Zumal ...«, Joyce rang die Hände. »Ich hatte durch meine Geheimdiensttätigkeit nie Zeit für Sheila. Bis vor zwei Jahren wusste sie gar nicht, dass ich noch lebte. Aus Sicherheitsgründen musste ich meinen Tod vortäuschen.«

Eine Träne stahl sich aus dem rechten Auge.

Amanda stand auf und nahm die Lady in den Arm. Ein Schluchzen erschütterte den Körper von Joyce.

Der leichte Seewind umwehte beide Frauen. Nach einigen Minuten löste Lady Coventree sich. »Entschuldige ... blöd von mir ...«

Amanda schüttelte den Kopf. »Das ist okay. Du solltest in Ruhe mit deiner Tochter darüber reden.«

Joyce lachte traurig. »Wenn das so einfach wäre ...«

Der Signalton von Amandas Satellitentelefon unterbrach das Gespräch. Es war Blackstone.

»Unsere Computer haben etwas herausgefunden, Lady Amanda. Lady Justin Marlow ...«

»Spucken Sie's aus«, wurde die Agentin ungeduldig.

Blackstone räusperte sich. »Lady Justin war mütterlicherseits die Enkelin von Robert Dusberg.«

Eine Bombe hätte keine bessere Wirkung haben können. Das musste die Agentin erst mal verdauen.

»Heilige Seekuh ...«, nuschelte sie. »Das bedeutet, dass *Air Wings* ...«

»Tut es nicht!«, unterbrach Blackstone. »Es gab einen Streit zwischen Dusberg und dem Vater von Justin.«

Amanda wedelte mit der freien Hand. »Was nichts besagt! Trotzdem könnten Forschungsergebnisse über den Secret Service oder sonstige Organisationen ineinandergefließen sein. Allerdings will nun jemand verhindern, dass etwas an die Öffentlichkeit kommt. Schließlich sind ja auch die Cyborgs nicht umsonst entwickelt worden. Das Dimensionstor ist geschlossen. Ich denke, die Aktion ist damals außer Kontrolle geraten. Aber es muss noch etwas anderes geben. Was ist damals auf Edwards passiert?«

Blackstone grunzte. »Die Legende mit Eisenhower und den Außerirdischen?«

»Die wahre Geschichte, Blackstone!«, fauchte Amanda in das Gerät.

Ein paar Sekunden war es still. Dann: »Die Navy arbeitete an Energiefeldern und Zeitspiegelungen. Das haben wir ja schon erlebt. Aber mehr war da nicht. Die Dinge sind ad acta und alles inzwischen unter UN-Verschluss. Da kann niemand mehr Blödsinn mit machen.«

»Pah!«, stieß die Agentin aus. »Da muss es noch mehr geben, Sir. Weshalb diese Merkwürdigkeiten um diesen Orden? Weshalb will jemand verhindern, dass auf der Jacht von Dusberg etwas gefunden wird? Wieso verschwand sie damals und taucht jetzt wieder auf? Blackstone - da läuft noch was weit Größeres, als wir bisher dachten. Unsere Unternehmungen haben einer bestimmten Gruppe zwar Rückschläge eingefahren, aber es wird noch immer ein bestimmtes Ziel verfolgt.«

Sie hörte am anderen Leitungsende das heftige Atmen des Paraforce-Mannes. »All right - bleiben Sie am Ball. Ich melde mich, wenn ich etwas weiß.«

Als Amanda Joyce die Informationen übermittelte, schnappte diese nach Luft. »Irgendwie kommt immer *Air Wings* ins Spiel. Ich denke, wir wissen zu wenig über die Hintergründe der Firma.«

Amanda stampfte mit dem linken Fuß auf. »Außer, dass das Unternehmen wohl MI5 gehörte. Und dann ist Schmutz im Spiel!«

»Lady Justin Marlow?«

Amanda schüttelte die wilde Haarmähne. »Sie war vermutlich nur eine Marionette, die aber einiges in Erfahrung gebracht hatte, was sie besser nicht wissen sollte. Schließlich wurde sie erschossen.«

Joyce nickte. »Weil jemand im Hintergrund dachte, sie könne noch anderes wissen.«

Amanda erklimm das Cockpit. »Ich denke, wir werden am Sonntag etwas fromm werden.«

Basilika von Castello

Die Orgel spielte ein Stakkato.

Zwei Priester schritten durch die gut besetzten Reihen des gewaltigen Gotteshauses im Mittelpunkt der ehemaligen Templerkomturei. Der Sonntagsgottesdienst – in drei Sprachen – würde bald beginnen.

Amanda und Joyce saßen so, dass sie einen guten Blick auf den Altar und auch die Seitenschiffe hatten.

Die Orgel verstummte.

Da kamen aus der kleinen Kapelle der ehemaligen Grafen von Empuries wohl zwanzig Nonnen.

Benediktinerinnen!

Hintereinander im Gänsemarsch und ... barfuß.

»Genau nach Ordensregel«, hauchte Joyce.

Amanda verzog das Gesicht. »Die Pumps stehen wohl sauber aufgereiht in einem Nebenraum.«

Joyce Coventree lachte ganz leise. »Scheinheilige Damen.«

Die Orgel begann wieder zu spielen und die Nonnen nahmen ihre reservierten Plätze ein, nachdem jede einen Knicks und das Kreuzzeichen zum Altar hin vollzogen hatte.

Amanda beobachtete genau das Umfeld.

Doch nichts passierte. Der Gottesdienst lief bereits vierzig Minuten. Amandas Konzentration ließ etwas nach. Da stieß Joyce sie an. Sie deutete stumm nach vorn. Da sah es die Agentin auch. Eine der Nonnen reichte etwas zu der Bank vor ihr, in der vier Priester saßen. Ein kleines Päckchen.

»Wir werden dem Päckchen folgen«, flüsterte Amanda. Joyce Coventree nickte.

Der Gottesdienst endete in einem »Orgelinferno«.

Die Besucher drängten zum Ausgang. Amanda und Joyce warteten, bis die Nonnen in der Seitenkapelle verschwunden waren. Der Priester schritt zum Altar.

»Er steckt das Päckchen in einen Kelch. Er legt ein Tuch darüber.« Joyce flüsterte es.

»Okay«, raunte Amanda. »Wir tun so, als betrachteten wir die Heiligen in den Nischen.«

Nach und nach leerte sich das Gotteshaus, aber dafür kamen alsbald Touristen als Besucher des historischen Gotteshauses.

Die Priester nahmen ihren Weg durch das Gittertor hinter dem Altar. Der Kelch blieb stehen. Zwei Messdiener kamen.

Einer ergriff den silbernen Kelch und ging damit in die ehemalige Privatkapelle der Grafen von Empuries.

»Los!«, zischte die Agentin.

Raschen Schrittes näherten sie sich dem Durchgang zu der Kapelle. Als sie ankamen, sahen sie niemanden mehr.

»Bullshit!«, spie Amanda aus. »Zum Parkplatz!«

Sie rannte los.

»Warte«, rief Joyce und riss sich die offenen Stiletto von den Füßen.

Als sie den Parkplatz erreichten, sahen sie eben noch einen schwarzen BMW abfahren.

»Ein Kennzeichen des Vatikans«, staunte Amanda.

»Den kriegen wir!«, rief Joyce und rannte barfuß über den Vorplatz der Basilika auf den Leih-Seat zu. Amanda folgte.

Der Wagen schlug den Weg über die Nebenstraße nach Figueras ein und erreichte dann die Nationalstraße.

»Was hat ein Abgesandter des Vatikans mit der Geschichte zu tun?«, knurrte Amanda.

Joyce lachte plötzlich auf. »Stell dir doch mal vor, die könnten durch Zeitfelder reisen und ihren Jesus so manipulieren, dass er auf die Kirche passt!«

Amanda hätte beinahe vor Schreck die Bremse voll durchgetreten.

Sie schluckte dreimal und meinte leise: »So etwas sollte man in die Überlegungen einbeziehen.«

Sie erreichten die Dalí-Stadt Figueras. Der BMW schwenkte auf den Parkplatz des Dalí-Museums ein.

»Was will er denn ...« Plötzlich wurde es Amanda heiß.

Joyce runzelte die Stirn. »Was ist?«

Amanda schnaubte heftig. »Denk mal über Dalí nach.«

Joyce schüttelte verständnislos den Kopf.

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

Amanda wurde einer Antwort enthoben, weil der BMW hielt. Ein großer Mann im schwarzen Anzug stieg aus. Sein blondes Haar zeigte sich kurz geschoren.

Assassine!, registrierte Amandas Gehirn.

Zielstrebig ging der Mann auf einen Seiteneingang des Museums zu.

Die Agentin und Joyce huschten hinterher. Der Unbekannte schien einen Schlüssel zu besitzen. Die beiden Frauen nahmen hinter einem Müllcontainer Deckung.

Die Tür klappte.

Amanda rannte los.

»Bullshit!«, rief sie. »Keine Klinke!«

Joyce sah sich rasch um. »Los! Zum Haupteingang!«

Sie flitzten los.

An der Kasse gab's schon Gedränge. Amanda stürmte rücksichtslos nach vorn, die Proteste ignorierend. Der Kassiererin hielt sie den Ausweis der Mossos kurz vor die

Nase und lief dann einfach weiter.

Im ersten Ausstellungsraum hielten sich bereits die ersten Besucher auf.

Joyce keuchte etwas. »Mädel ... deinem Tempo bin ich nicht mehr gewachsen.«

Amanda deutete nach links. »Dorthin!«

Sie liefen weiter. Doch von dem Mann sahen sie keine Spur. Amanda blieb mit hängenden Armen stehen.

Ihr Blick glitt über die Vitrinen mit den Goldskulpturen von Salvador Dalí und dann zu einer Vitrine mit teils aufgerollten, teils glatt liegenden Zeichnungsentwürfen des Meisters.

»Also Faden gerissen«, murmelte Joyce.

In diesem Moment zogen sich Amandas Augen zu Schlitzzen zusammen. Ihre Augen saugten sich an einer kleinen Plakette fest. Sie trat einen Schritt näher und beugte sich leicht vor.

»Das gibt es doch nicht ...«, stieß sie mühsam hervor.

Joyce trat neben sie. »Was hast du?«

Stumm zeigte die Agentin auf das bronzefarbene Schild. Joyce neigte den Kopf und atmete plötzlich heftig.

»Himmel und Hölle!«, kam es von ihr.

Amanda nickte. »Gesponsert von Beryll Daves. Weshalb?« Sie schaute auf die Zeichnungen. Teils Bleistift, teils Kohlestift. Sie schüttelte verständnislos den Kopf.

»Zufall?«

Joyce Coventree lachte mit einem Mal hart auf. »Eher nicht! Schau mal genau hin.«

Amanda verzog das Gesicht. »Ich kann nichts damit anfangen.«

»Aber ich!«, knurrte Joyce. »Das sind Teile meiner Ionenantriebspläne.«

Die Agentin glaubte, der Boden würde ihr weggezogen.

»Was?« kam es mit völlig fremder Stimme.

Die Wissenschaftlerin deutete auf eine der Zeichnungen. Sie zeigte ein Gesicht – leicht verschwommen – darüber Bleistiftstriche in verschiedenen Stärken. Darüber kleine Zahlen.

»Die Ziffern sind die Grenzbereiche des Dimensionsbrechers. Hier hinten ...«, sie wies auf eine Formel, die in einer Skulptur versteckt war, »... die Schubbelastungsdifferenz zum Zeitfeld.«

Amanda schluckte.

»Wieso liegt das hier?«

Joyce kicherte vor sich hin. »Ein sichereres Versteck gibt es doch gar nicht.«

Da musste die Agentin der Wissenschaftlerin recht geben.

»Aber ... wer steckt dahinter?«

Joyce zuckte die Achseln. Dann stieß sie Amanda an. »Da drüben! Da ist der Bursche und ...«

Die Agentin ballte die Hände zu Fäusten. »Die verfluchte Pseudononne, die mir abgehauen ist.«

»Dann hängen wir uns an!«

Vorsichtig – immer diverse Vitrinen als Sichtschutz nutzend – näherten sich die Agentin und die Wissenschaftlerin dem Bereich des großen Ausstellungsraumes, in dem sich der vermeintliche Vatikan-Mann und die Nonne unterhielten.

Hinter einer großen, dem Hollywood-Oskar ähnlichen Figur blieben beide stehen. Zwischen der Pseudononne und dem angeblichen Priester schien es zum heftigen Disput zu kommen.

»Sagen sie Alpha, er kann mich anrufen, wenn er zur Vernunft gekommen ist!«, rief der Mann im Priesteranzug unbeherrscht, wandte sich um und lief quer durch den

Raum. Amanda und Joyce mussten sich ducken. In nur knapp drei Metern Entfernung – den Blick starr geradeaus – eilte er vorbei. Als die beiden Frauen sich wieder aufrichteten, sahen sie eben noch die Nonne zum Ausgang laufen.

»Die schnappen wir uns jetzt!«, stieß Amanda hervor und flitzte los.

Lady Coventree fluchte undamenhaft vor sich hin, als sie das Tempo nicht mithalten konnte.

Die Verfolgung führte in eine enge Gasse mit zahlreichen Treppenstufen hinunter. Die Nonne blickte sich nicht um. Man vernahm nur das Klackern ihrer Absätze. Die Treppe mündete in einer etwas breiteren Gasse mit rauem Kopfsteinpflaster. Von dort ging es ein Stück bis zum alten Rathaus und dann zu einem Parkstreifen. Dort stand ein dunkler Benz.

»Ein Armenorden mit Dienstfahrzeug. Nobel!«, zischte Amanda vor sich hin, als sie sah, dass die Nonne einsteigen wollte. Hinter dem Steuer sah sie verwaschen durch die Frontscheibe einen bulligen Mann.

Nur Sekunden später fuhr die Limousine an. Amanda drückte sich in einen Hauseingang.

»Was war los?«, wollte Lady Joyce Coventree wenig später wissen.

»Sie hatte einen Bodyguard dabei.«

Auf der Jacht

Die *Electra II* dümpelte vor dem Cap de Creus.

Amanda und Joyce saßen an Deck unter dem Sonnensegel. Von hier aus konnte man die Bucht und die Küste bestens übersehen. Alle Radar- und Sonarwarner waren in Betrieb.

»Was nun?«, fragte Joyce leise und rekelte sich im modi-

schen Badeanzug auf der Liege.

Amanda grinste satanisch. »Ich denke, wir werden heute Abend dem Kloster einen Besuch abstatten.«

Joyce fuhr auf. »Was? Bist du verrückt? Wie willst da hineinkommen?«

Die Agentin winkte ab. »Das lass meine Sorge sein.«

Da vernahmen sie das Tuckern eines kleineren Bootsmotors. Amanda richtete sich in dem Deckstuhl auf. Die 45er lag wie hingezaubert in ihrer Hand.

Auch Joyce versteifte sich. Mit der freien Hand angelte die Agentin den Feldstecher.

Das kleine Boot mit dem Außenborder befand sich nur noch dreißig oder zwanzig Meter entfernt. Eine Gestalt saß an der Pinne.

Amanda sog die Luft ein. Das Boot hielt Kurs. Aber irgendwas stimmte nicht. Die Person, die das Boot steuerte, saß merkwürdig steif.

Da kam Bewegung in die Agentin. Sie ließ Waffe und Fernglas fallen, nahm Anlauf und sprang kopfüber über die Reling ins Wasser.

Tief tauchte sie in das blaue Wasser des Caps. Kurz vor dem Boot tauchte sie auf, klammerte sich an den Bug – dabei wurde sie vorwärts geschoben – und hangelte sich hinauf. Ein kurzer Rundumblick ... ein weiterer Sprung auf die Strohpuppe zu ... die Pinne herumgerissen ... das Boot machte eine scharfe Wendung ... Amanda sprang zurück ins Wasser.

Sie sah dem kleinen Gefährt nach, dessen schmale Heckwelle Blasen auf der Wasseroberfläche erzeugte.

Amanda holte tief Luft und tauchte unter Wasser. Nur aus den Augenwinkeln sah sie den Lichtblitz. Der Detonationsdruck ließ sie um die eigene Achse wirbeln.

Mit kräftigen Armbewegungen bewegte sie sich auf die

Jacht zu. Prustend kam sie hoch und stieß sich den Kopf an einer verkohlten Planke. Dann blickte sie in das von Schreck gezeichnete Gesicht von Joyce.

Über die Schwimmleiter stieg die Agentin auf die *Electra*.

»Was ... war denn das?«, stammelte Joyce.

Amanda schüttelte die Haarmähne. »Jemand wollte uns mit der fahrbaren Bombe in den Hades befördern.«

Die Wissenschaftlerin räusperte sich. »Wie ... äh ... wie hast du das so schnell bemerkt?«

Der Blick Amandas wanderte über die verstreut im Wasser schwimmenden Trümmer.

»Die Gestalt kam mir zu steif vor und dann sah ich diverse Drähte durch das Fernglas.«

Einige entfernte Surfer und Schwimmer machten hektische Gesten. Ein Schlauchboot der Life Guard rauschte heran.

Amanda ließ sich auf den Bordstuhl fallen.

Joyce zitterte leicht. »Verflucht! Wer kann das gemacht haben?«

Die Agentin lächelte schief. »Ich tippe auf unsere freundlichen Nonnen. Wird Zeit, dass wir denen mal ein paar Takte sagen.«

Am Abend in Castello

Das sanfte Murmeln der Muga drang bis zu der historischen Brücke hinauf.

Die junge Frau in dem schwarzen Ninja-Anzug hob sich kaum von dem Schatten der Mauer heraus.

Entfernt zeichnete sich als Schattenriss das Kloster ab.

Bedrohlich ... unheimlich.

Die Paraforce-Agentin kontrollierte ihre Ausrüstung, die sie in einem kleinen, ebenfalls schwarzen Rucksack mit

sich trug.

Nicht sonderlich schwer, aber sehr effizient.

Sie huschte über die Brücke, dann den Pfad entlang, der nur wenig Wasser führenden Muga bis zu einem Hang, der zum Eingangsweg des Klosters führte.

Das schwere, gotische, mit Eisen beschlagene Tor war verschlossen. Doch das interessierte Amanda nicht. Sie schlich an dem schmalen Grasgrat der Westmauer vorbei bis zu einem kleinen Vorsprung. Über ihr – gegen den grau-blauen Nachthimmel – erhob sich ein Turm in schwindelnde Höhe.

Die Agentin legte den Rucksack vorsichtig ab, öffnete ihn und entnahm diverse Dinge. Auf den ersten Blick schienen sie keinen Sinn zu ergeben. Aber innerhalb von fünf Minuten sah das anders aus.

Zischend jagte von dem Minikatapult ein Stahlpfeil nach oben und versenkte sich metallisch klackend und knirschend unter einer etwas vorstehenden Zinnenbrüstung.

An das freihängende Drahtseil hakte Amanda nun eine Art Schlaufe ein. Der Karabiner klickte.

Dann fuhr ein winziger Rollenschlitten von oben herunter. Amanda hakte einen zweiten Karabiner an, warf sich den Rucksack über den Rücken und angelte ihr Handy aus der geschützten Tasche des Ninja-Anzuges. Sie betätigte einen Code und surrend wurde sie mithilfe des Schlittens den Turm hinaufgezogen. Oben griff sie mit beiden Händen über die Zinne und wuchtete ihren trainierten Körper darüber. Einen Moment blieb sie auf der Turmplattform liegen und atmete ruhig.

»All right«, zischte sie zu sich selbst. »Da sind wir.«

Danach ging sie in die Hocke und ließ im Schein der abgeschirmten Halogen-Stablampe den Blick schweifen. Von der Plattform führte eine Tür in den Turmbereich. Vorsich-

tig betätigte Amanda die rostige Klinke. Sie verweigerte erst den Dienst, doch dann bewegte sie sich knirschend.

Die Agentin musste Gewalt anwenden, um die Tür zu öffnen. Dem Schmutz nach mochte sie seit unzähligen Jahren nicht benutzt worden sein. Das war Amanda recht, denn so konnte sie sicher sein, keine Kameras oder andere Alarmmelder vorzufinden.

Im gebündelten Schein der Handlampe blickte sie auf eine enge und steile steinerne Wendeltreppe. Der Unrat der Jahrhunderte schien sich hier abgelagert zu haben.

Vorsichtig – Schritt für Schritt – stieg die Agentin abwärts. Die Treppe wollte kein Ende nehmen.

Nach gefühlten zehn Minuten hielt eine weitere – diesmal hölzerne – Tür ihren Weg auf.

Amanda nahm an, dass sich dahinter das eigentliche Kloster verbarg.

Das Schloss war altertümlich und grob. Die Agentin knackte es in zehn Sekunden.

Sie horchte.

Wartete.

Nicht geschah.

Sie drückte die Tür nach innen auf.

Finsternis und der Geruch von Muff wie auch Weihrauch und Moder umfingen sie.

Sie stand auf einer Art Söller.

Vorsichtig, lautlos auf den Gummisohlen bewegte sie sich vorwärts. Allerlei Gerümpel stand herum. Dann entdeckte sie eine Bodenklappe.

Millimeterweise zog sie an dem staubigen Eisenring. Es knarrte leicht und Schmutz rieselte aus den Kanten der Klappeneinfassung.

Unter sich sah Amanda einen matt beleuchteten Gang mit Teppichboden.

Kopfüber schaute sie zu den beiden Seiten des Ganges. Es gab nichts Verdächtiges. Langsam, in einer Rolle vorwärts, hing sie bald an den Fingerspitzen zwei Meter über dem Boden.

Sie ließ los!

Es gab nur ein leichtes dumpfes Geräusch, als sie auf den Füßen aufkam.

In der Hocke wartete sie.

Nein – es war wohl niemand aufmerksam geworden. Die scheinheiligen Damen schliefen sicher.

Aus dem Rucksack zog die Agentin ein kleines, flaches Gerät. Grünes Licht schimmerte auf dem Display auf.

Das einem Handy ähnliche Kästchen vor sich haltend bewegte sich Amanda nach rechts. Dort sah sie eine Tür. Spitz oben zulaufend – wie in alten Klöstern üblich.

Diese Tür erwies sich als gut geölt. Ein weiterer Gang bot sich den Augen Amandas. Von ihm führten zahlreiche Türen ab – vermutlich die Schlafräume. Eine mit Teppich belegte Treppe führte nach unten.

Kaum hatte Amanda die halbe Treppe hinter sich gebracht, da wechselte das Licht des Displays auf Rot.

Stocksteif blieb die Paraforce-Agentin stehen. Sie suchte mit den Augen nach einer Kamera, konnte aber keine sehen. Sie zog die Spezialbrille aus dem Rucksack und setzte sie auf.

»Shit«, entfuhr es ihr zischend. Direkt vor sich sah sie durch die Brille ein wirres, kreuz und quer laufendes Bündel roter und grüner Strahlen.

Bewegungsalarm!

Kaum eine Chance heil durchzukommen.

Oder doch?

Die Strahlen endeten kurz unter dem Messinggeländer.

Ein kurzer Sprung und ... Amanda stand auf dem Gelän-

der und schlidderte langsam – mühsam die Balance haltend – abwärts.

Am Fuß der Treppe sprang sie auf den dicken quer liegenden Teppich. Hier gab es keine Sperrstrahlen.

Kameras?

Ja – eine. Aber diese war zum Eingangsportal gerichtet.

Da spürte die Agentin eine leichte Bodenvibration. Irgendwelche Aggregate liefen unter ihr an.

Amanda machte einige Schritte von der Treppe weg. Auf einer mit Ebenholz furnierten Tür stand: Refectorium.

Die Tür war verschlossen. Doch das entlockte der Agentin nur ein müdes Lächeln.

Nach knapp vier Minuten schloss sie die Tür leise hinter sich und blickte im Schein der Handlampe auf einen großen Schreibtisch mit vier Monitoren.

Da ist Mutter ja genau richtig, durchfuhr es sie.

Als sie die Rechner hochfuhr, materialisierten sich diverse Symbole. Darunter auch das des spanischen Geheimdienstes.

»Na so was ...«, murmelte Amanda.

Sie suchte die Dateien auf. Die Speicher forderten ein Passwort.

Nach sechs Versuchen, die sie auf Verdacht gestartet hatte, lehnte sie sich in dem Ledersessel zurück.

Es schien aussichtslos.

Da fiel ihr Blick auf das Kruzifix an der Wand gegenüber. Amanda lächelte und gab als Passwort – in einem Wort geschrieben – Jesuschristus ein.

Ein leichtes »Ping« und die Datei öffnete sich.

Zuerst öffnete sich eine Landkarte. Einwandfrei Afrika und im vergrößerten Maßstab die Umgebung von Tanger. Dazu unzählige Zifferangaben. Zuerst hielt die Agentin es für topografische Werte, doch dann fiel ihr auf, dass dies

nicht stimmen konnte.

Sie zog einen Stick aus dem Ninja-Anzug und installierte ihn. Dann zog sie alle Dateien ab. Der Stick besaß eine fast unbegrenzte Kapazität. Eine Entwicklung von Paraforce.

Als der Download beendet war, deponierte sie das kleine schwarze Ding in einer geheimen Tasche. Dann zog sie einen weiteren Stick hervor und setzte ihn in eine Buchse der Rückwand des Rechners ein. Da diese eng an einem Vorhang stand, konnte man davon ausgehen, dass der Spion nicht sogleich entdeckt wurde. Denn es handelte sich wirklich um einen Minisender, der sich in das System selbst einloggte.

Der Großspeicher auf der *Electra* würde alles aufzeichnen, was zukünftig über diesen PC lief.

Amanda vernahm Schritte draußen auf dem Gang. Sie schaltete den Rechner, ohne auf die Festplatte Rücksicht zu nehmen, aus und huschte kniend unter den Schreibtisch und von dort hinter den Vorhang.

Keine Sekunde zu früh.

Die Tür wurde geöffnet und der Raum in gleißendes Licht getaucht.

Amanda hielt den Atem an, als sich Schritte dem Schreibtisch näherten. Durch einen winzigen Spalt erkannte sie eine Nonne. Sie mochte wohl um die Vierzig sein. Sie ließ sich schlecht einschätzen.

Ihr Blick glitt über den Schreibtisch. Dann bückte sie sich und betätigte den Startknopf des Rechners.

Amanda fluchte innerlich, denn nun musste die Nonne merken, dass der Computer rabiat heruntergefahren worden war.

Doch die Nonne stand auf und ging zu einem hohen Bücherregal. Die Agentin atmete flach. Wenn die Frau jetzt noch dreißig Sekunden dort blieb, musste das Programm

sich normal hochgefahren haben.

Der Rechner gab ein leises »Piep« von sich.

Amanda schloss die Augen. Noch mal gut gegangen.

Die Nonne kehrte an den Schreibtisch zurück. Sie rief ein Programm auf, dann griff sie zum Telefon.

Es dauerte einen Moment, bis sie sagte: »Beta an Alpha. Alles nach Plan. Transport geht um 11 Uhr ab. Operation kann starten. Zeitfeld öffnen in null minus vierzehn.«

Wenig später war Amanda wieder allein. Sie wartete noch etwas ab, dann huschte sie aus ihrem Versteck und griff sich das Telefon. Sie drückte die Wahlwiederholung. In ihrem fast fotografischen Gedächtnis speicherte sie die Nummer.

Nun wurde es Zeit zu verschwinden.

Der Korridor war leer.

Sie vernahm fernen Gesang. Vermutlich eine nächtliche Andacht.

Es gelang der Agentin, unbehelligt denselben Weg zurück zu nehmen, auf dem sie gekommen war.

Joyce atmete auf, als sie Amanda an Bord der *Electra* steigen sah.

An Bord

Sie werteten den Stick aus.

»Von welcher Operation könnte die Rede sein?«, fragte Joyce.

Amanda blickte auf den Bildschirm. »Jedenfalls wird ein Zeitfeld geöffnet. Die Nummer gehört zur britischen Botschaft in Madrid.«

Joyce Coventree sog die Luft durch die Nase. »Also steckt eine Gruppe aus England mit drin.«

Amanda nickte. »Vielleicht auch Spanier. Ich tippe mal

auf jeden Fall auf den MI5.«

»Aber was soll das?« Joyce zog nervös an ihrer Zigarette.

»Sieh dir das an!«, rief die Paraforce-Agentin plötzlich aus. »Wer immer dahintersteckt, der ist verrückt!«

Joyce sprang auf und kam die zwei Schritte hinüber. Dann sträubten sich der Wissenschaftlerin die Haare. »Du liebe Güte ...«

Amanda schloss kurz die Augen. »Das ist die Theorie der Parallelwelten. Man will die Erde sozusagen projizieren und eine Zweit-Erde in einer anderen Zeitebene errichten.«

Joyce Coventree schüttelte den Kopf. »Welchen Zweck soll das erfüllen?«

Die Paraforce-Agentin ließ die Ereignisse Revue passieren. »Die Jacht von Dusberg ... die befindet sich bereits in der Parallelwelt. Nur scheint das Zeitfeld instabil zu sein.«

Die Wissenschaftlerin winkte heftig ab. »Moment ... Du hast die Jacht gesehen. Bist auf ihr gewesen, aber wo waren die Personen?«

Amanda lächelte schief. »Noch in einer anderen Dimension? Sie haben mich gesehen, aber ich sie nicht?«

Joyces Gesicht war ein Fragezeichen. So fuhr Amanda laut überlegend fort: »Der Herd war an. Der Topf kochte über. Also waren Menschen dort, konnten aber durch das Dimensionsloch den Herd nicht abschalten. Die Jacht – einfach ausgedrückt – existierte zu der Zeit zweimal. Sie war existent, aber ... Stell dir vor, du willst etwas greifen, aber die Hand geht einfach durch. Bildhaft gesagt.«

Joyce nickte. »Ich verstehe, was du meinst. Für dich hatte sich die Materie materialisiert, für die Personen auf der Jacht kurzzeitig zum Teil entmaterialisiert.«

Amanda nickte. »Das sagt uns, dass dieses Dimensionsloch – nennen wir es so – nicht stabil genug ist. Noch nicht!«

Joyce Coventree kniff die Augen zusammen. »Und wie sollte man das ändern?«

Amanda wechselte die Datei. »Hiermit!«

Die Wissenschaftlerin beugte sich vor und ihre Augen wurden rund.

»Mithilfe meines Ionenantriebs ...«

»Richtig! Dein Antriebssystem nutzt künstliche Wurmlöcher im Einsteinuniversum. Was man mit einem entsprechenden Fahrzeug tun kann, kann man auch mit einem ganzen Planeten machen. Es muss nur alles entsprechend größer sein.«

Joyce schluckte. »Beryll Daves hat bereits daran geforscht. Im Auftrag der Navy.«

Amanda lachte böse. »Ja - nur ging etwas schief. Ein großes Tor im Universum tat sich auf und fremde Intelligenzen nutzten dies, um eine Invasion unseres Sonnensystems zu starten. In Wahrheit wollte man ursprünglich etwas ganz anderes.«³

Joyce Coventree seufzte. »War es *das*, was Lady Justin uns erzählen wollte?«

»Vermutlich! Jemand brachte sie aber rechtzeitig zum Schweigen.«

Die Paraforce-Agentin nickte. »Wir müssen Blackstone auf den neuesten Stand bringen.«

Vorher scannte sie aber noch einmal das ganze Boot. Nein - es schien kein neuer Sender angebracht worden zu sein. Danach fuhren sie aus dem Hafen vier Meilen auf das Mittelmeer hinaus. Hier setzte Amanda den Funkspruch über den geheimen gesicherten Satelliten ab.

Joyce stand neben ihr und wollte wissen: »Hast du eine Verbindung nach Tanger gefunden?«

3 siehe Paraforce Band 12: Geisterbilder

Amanda schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Doch denke ich, wir sollten uns die Vitrine im Dalí-Museum noch mal ansehen.«

In diesem Moment meldete sich ihr Mobiltelefon. Eine inländische Nummer. Amanda aktivierte das Gerät. Es war der Herausgeber der Zeitung *Arena*.

»Ich kenne den Aufenthaltsort von Mutter Elena Bianca.«

Amanda zuckte zusammen. »Das ist spannend. Wo?«

»Es heißt *Inicio de monjas mayores* und ist in Figueras.«

Die Argentinin atmete tief ein. »Denkst du, die weiß etwas?«

Michael Ormanns schwieg einen kurzen Moment. Dann: »Einen Versuch ist es wert. Es gab übrigens zu ihrer Zeit im Kloster einen sehr alten Pfarrer. Leider hatte er einen ... sagen wir mal ... mysteriösen Fahrrad-Unfall. Es war der Bruder eines U.S. Navy-Soldaten. Angeblich hatte dieser etwas mit dem sagenumwobenen Philadelphia-Experiment zu tun.«

Amanda blieb einen Moment die Luft weg. Dann fragte sie: »Wie ist er umgekommen?«

»Er war schon einundneunzig und soll angeblich bei Castello einen Lieferwagen übersehen haben, als er zur Basilika fuhr.«

Der nächste Morgen

Zehn Uhr in Figueras.

Eine Stadt pulsiert!

Den Wagen hatten sie abseits in einer Nebengasse geparkt. Das Heim lag nur einen Block weiter. Amanda und Joyce schritten auf die Rambla zu, dann, an der Banco de Bilbao, bogen sie links ab.

»Dort ist es«, merkte Joyce leise an.

Ein von der Straße her schmuckloses Haus. Nur ein kleines fleckiges Messingschild gab kund, was sich dort verbarg.

»Das Haus gehört dem Benediktinerorden«, stellte Amanda an dem Wappen fest. Sie betätigte die Glocke. Dumpf vernahm man den Klang aus dem Haus. Es dauerte etwas, bis sich ein Schlüssel drehte und die Tür sich einen Spalt öffnete. Das blasse Gesicht einer älteren Nonne wurde sichtbar. Amanda erklärte, sie würde gerne Elena Bianca, die ehemalige Äbtissin des Klosters Castello, sprechen.

Täuschte sich die Agentin oder erschrak die Nonne? Doch währte der Eindruck nur den Bruchteil eines Moments. Dann erklärte die Frau kurz: »Da kommen sie zu spät. Elena Bianca ist letzte Nacht verstorben.«

Damit schloss sie die Tür rasch wieder.

Amanda und Joyce blickten sich an. »So ein Zufall«, kam es von Joyce.

Langsam gingen sie die Straße entlang. Vier Häuser weiter gab es eine Toreinfahrt. Ein Flügel des hohen, altmodischen Eichentores stand offen. Amanda huschte hinein und sah einen mit Wildem Wein bewachsenen Garten. Eine Backsteinmauer trennte das Anwesen von der Nachbarschaft.

Die beiden Frauen gingen weiter die Straße entlang und erreichten am Ende einen Park. Hier gab es nur einen Wendekreis. Hinter einem Oleander auf einem gepflegten Weg stand eine Bank. Die beiden Frauen setzten sich. Von hier aus konnte man das Hospiz gut sehen.

»Das ist doch sehr komisch, dass die alte Nonne so plötzlich verstorben sein soll ...«, murmelte die Wissenschaftlerin.

Amanda lachte hart auf. »Wenn es denn stimmt. Ich hatte den Eindruck, unsere Nachfrage hat die gute Pförtnerin er-

schreckt.«

»Hm – was nun?«

Amanda zündete sich eine Zigarette an. »Dalí-Museum.«

Sie wollte eben den Park verlassen, als Joyce Amanda am Arm festhielt.

»Da!«

Die Agentin hatte die schwarze Limousine auch gesehen, die vor dem Hospiz hielt.

»Ich wette«, knurrte sie, »das ist unser Freund vom Vatikan.«

Sie sprang hoch. »Mist! Unser Wagen ist zu weit weg!«

Joyce zog sie wieder auf die Bank. »Warte mal ab!«

Es dauerte zwanzig Minuten, dann fuhr die Limousine wieder los.

Amanda ließ die Schultern hängen. »All right«, meinte sie dann. »Zum Museum! Später werden wir das edle Hospiz besuchen.«

Joyce runzelte die Stirn. »Die sagen uns doch nichts.«

Amanda lachte hell auf. »Ich habe nicht die Absicht, jemanden zu fragen.«

Die Wissenschaftlerin verdrehte die Augen. »Ist es das, was ich eben denke?«

Die Agentin schlug ihr auf die Schulter. »Vertraue mir, Baby.«

Dalí-Museum

Mindestens vierhundert Besucher tummelten sich bereits im Museum des großen katalanischen Künstlers.

Amanda und Joyce beobachteten von einer zentralen Vitrine aus den Touristenstrom. Es gab nichts Auffälliges. So schlenderten sie gemächlich zu besagter Vitrine.

»Wieso hat Beryll Daves diese Vitrine gesponsert?«, flüs-

terte Amanda. »Als das Flugzeug verschwand, gab es das Museum noch nicht und Dalí kannte auch kaum jemand.«

Joyce Coventree stieß hart die Luft aus. »Da fällt mir nur was ganz Irres ein.«

Amanda blickte sie aus leicht zusammengekniffenen Augen an. »Du denkst ...«

Die Wissenschaftlerin nickte. »Sie ist zurück.«

»Heaven!«, entfuhr es Amanda lauter als beabsichtigt. »Das wäre der absolute Hammer!«

»Ich sagte doch – die Zeitfelder sind instabil. Da man nicht wusste, wie menschliche Körper reagieren, schickte man vorsichtshalber die Cyborgs ins Rennen.«

Die Paraforce-Agentin fuhr sich über den Mund. »Dann stecken da die alten Seilschaften drin. Diejenigen, mit denen ich damals zu tun hatte. Oh Gott ...«

»Wie kommt es, dass Beryll Daves deine Unterlagen besaß? Ich meine ...«

»Ich hab sie nur einmal getroffen. Im Labor in Edinburgh. Sie war damals Radar-Expertin. Über Malmö war sie an das Projekt *Freyja* geraten.«

»Das deutsche Flugzeug-Leitsystem.«

Die Wissenschaftlerin nickte wieder.

Amanda schaute in die Vitrine. »Die Konstruktionszeichnungen sind modifiziert. Im ersten Moment würde man sie für Dalí-Skizzen halten. Vorentwürfe. So sind die Sachen ja auch ausgeschildert. Ich denke, hier im Museum ahnt niemand, um was es sich tatsächlich handelt.«

Später auf dem Vorplatz bemerkte Joyce: »Heute ist ja alles im Computer gespeichert. Aber die Originale wollte man nicht entsorgen. In Bezug auf das mysteriöse Kloster handelt es sich hier um den sichersten Platz. Wie wir gesehen haben, hat man auch Zugriff im Notfall.«

Amanda wippte mit dem rechten Fuß. »Wir wissen nicht,

was in dem Päckchen gewesen ist, und wir wissen nicht, wer dieser *Alpha* ist.«

Joyce lachte belustigt. »Ich könnte mir vorstellen, in diesem Hospiz eine Antwort zu finden.«

Sie kehrten zu ihrem Wagen zurück.

Figueras, 2 Uhr in der Nacht

Amanda hatte sich allein auf den Weg gemacht.

»Ich bin zu alt für so was«, hatte Lady Joyce Coventree lächelnd gesagt.

Nun befand sich die Agentin in einem parkähnlichen Garten hinter dem Hospiz. Sie hatte den Weg durch die entferntere Hauseinfahrt genommen und war dann durch die angrenzenden Gärten geschlichen.

Amanda schaute an der hinteren Fassade hoch. Im ersten Stockwerk brannte hinter einem Fenster Licht.

Vergebens suchte die Agentin eine Tür. Doch dann fiel ihr ein schmaler Seitenweg auf. Er führte zu einer breiten gläsernen Tür an der Giebelseite. Schwacher Lichtschein drang auf die Terrazzoplatten.

Der milde Schein hatte seinen Ursprung in einem angrenzenden Zimmer. Amanda sah auch schattenhafte Bewegungen. Mindestens zwei Personen mussten sich dort aufhalten.

Die Agentin inspizierte eingehend die Türfassung. Dann hatte sie die Verschlüsse gesehen.

Mit einem stabilen Spatel an ihrem Schweizer Offiziersmesser knackte sie die Sperren fast lautlos. Die eine Seite der Glastür ließ sich zur Seite schieben. Amanda huschte in den kleinen Vorraum, schloss die Tür behutsam und näherte sich dann lautlos dem Durchgang zu dem erhellten Raum. Nun vernahm sie auch Stimmen.

Eine war männlich.

»... die Glaubenskongregation baut auf Sie, Swetlana. Nur Sie können das schaffen.«

Eine weibliche Stimme antwortete: »Ich weiß. Meine Ausbildung in Leningrad ist sehr spezifisch gewesen. Hier in Europa orakelten alle über damalige sowjetische PSI-Versuche. Diese Idioten!«

Amanda erstarrte. Das war die Schwester, die sie verfolgt hatte.

Ob der Mann der Abgesandte des Vatikans sein mochte? Jedenfalls entgegnete die männliche Person: »Es darf diesmal nichts schiefgehen. Das Zeitloch darf nicht die Dimensionen sprengen. Es soll uns nur den Weg in eine andere Ebene weisen.«

Die weibliche Stimme lachte böse. »Die Welt in eine andere Dimension versetzen. Sie zu einer Parallelwelt machen.«

Nun lachte auch der Mann. »Ja – das, was beim sogenannten Philadelphia-Projekt schief gegangen ist, können wir jetzt kontrolliert nutzen. Die Menschheit wird mit der zweiten Dimension verschmelzen. Hier in der Realität existieren und auch in der Parallelwelt.«

»Ein sehr gefährlicher Dopplereffekt«, gab die Frau zu bedenken.

Der Mann machte eine abwertende Bemerkung. »Na und? Wenn es klappt, werden die Menschen ein Doppelleben führen, ohne es zu merken. In der Parallelwelt bleibt für sie alles beim alten, aber hier werden wir sie leiten und organisieren. Der *Orden des Phönix* wird die absolute Macht über die Menschheit ausüben. Mit einem Jesus, den wir neu erschaffen als König.«

Amanda hielt die Luft an. Was erzählte der Bursche da für wirres Zeug?

Sie konnte nicht weiter darüber nachdenken, denn die Frau sagte nun: »Sie wollen also zwei Dinge tun: Diesen historischen Jesus suchen – falls es ihn je gab – und ihn in unsere Zeit holen und manipulieren.«

»Ja«, rief der Mann. »Er wird als Marionette die Welt lenken und alle werden ihn anbeten.«

Einen Moment war es still. Dann kam wieder die weibliche Stimme: »Was passiert dann mit der Parallelwelt, in der die gespaltenen ... Körper nichts davon wissen?«

»Noch brauchen wir sie, falls etwas schief geht. Später werden wir diese Parallelwelt vernichten und die Menschheit wird wieder hier allein existieren. Aber in der Diktatur unseres Ordens.«

»Der dann den Vatikan – sprich die Kirche – übernommen hat.«

Der Mann kicherte. »Richtig! Mit mir als Pontifex maximus.«

Die Agentin schüttelte den Kopf. Der Kerl gehörte in eine Irrenanstalt.

In diesem Moment fragte die weibliche Stimme: »Was sagt Gott dazu?«

Da lachte der Mann laut auf. »Du meine Güte ... Gott! Gott ist doch nur eine der besten Geschäftsideen, die einige Leute in historischer Vergangenheit hatten. Paulus – ein unterbezahlter Zöllner, dem die Väter unseres Ordens ein sorgenfreies Leben spendierten, nur für ein paar Briefe, die durch gute Propaganda bis heute als Wahrheit angesehen werden.«

Jemand verschob einen Stuhl. Die weibliche Stimme erklang leise: »Jetzt ergibt vieles einen Sinn. Die Vernichtung der Katharer. Sie wussten um die Fälschungen um Paulus. Das musste Rom damals schon verhindern.«

Erneut lachte der Mann auf. »So ist es! Der damalige

Papst war Wachs in den Händen unseres Ordens.«

Amanda schob sich näher an die Tür heran. Sie wollte versuchen zu erkennen, mit wem sie es zu tun hatte.

»Wir mussten alle Wissenden um das Philadelphia-Projekt eliminieren. Sie hätten plaudern können. Sie hätten etwas erahnen können.«

Der Mann sprach rein emotionslos.

Nun entgegnete die weibliche Stimme: »Es war sehr klug und die beste Tarnung, alles von den Klöstern aus zu organisieren und durchzuführen. Niemand schöpfte Argwohn. Aber wozu wurden damals die Cyborgs entwickelt?«

»Ist Ihnen das nicht klar, Schwester? Wir mussten den Dopplereffekt testen. Es funktionierte. Die Cyborgs existierten und handelten auf zwei Welten. Leider riss der Dimensionsbrecher ein zu großes Loch in das Raumgefüge. Nun – wir konnten alles retten. Obwohl diese UN-Gruppe dazwischenpfuschte. Lady Justin Marlow hat ihre Rolle übrigens hervorragend gespielt.«

Amanda schluckte. Was sollte *das* nun wieder bedeuten?

Die Agentin kam nicht mehr dazu, weiter darüber nachzudenken. Etwas explodierte auf ihrem Schädel.

Auf der *Electra*, gleiche Zeit

Lady Joyce Coventree zuckte zusammen, als der durchdringende Pfeifton über den Spezialcomputer ertönte. Sie sprang von der Couch im Salon der Jacht *Electra* auf und rannte in den angrenzenden Raum.

»Bullshit!«, reif sie undamenhaft aus, als sie das rot pulserende Signal Amandas sah.

Sie riss das Halfter mit der Glock aus der Schublade, schnallte es um und warf die Kostümjacke darüber. Dann ergriff sie ihre Sandaletten und verließ das Schiff. Am Kai

streifte sie die Schuhe über. Nicht weit entfernt stand der dunkelblaue Alfa Romeo, den sie am Nachmittag geleast hatte.

Mit radierenden Pneu nahm der Sportwagen Geschwindigkeit auf. Bereits nach kurzer Zeit bemerkte die Wissenschaftlerin, dass ihr in einiger Entfernung ein Fahrzeug folgte.

Joyce lachte böse. Als ehemalige Exekutivagentin des Secret Service kannte sie alle Tricks, einen Verfolger abzuhängen oder unschädlich zu machen.

Auf der Mainstreet von Empuriabrava gab sie dem Alfa die »Sporen«.

Das Signal war bedrohlich und Joyce wusste, wo Amanda steckte. Scheinbar war sie aufgefliegen.

Die Wissenschaftlerin erreichte die Stadt im Rekordtempo. Zweihundert Meter vor dem Hospiz parkte sie den Wagen verkehrswidrig im Halteverbot.

Sie wollte eben das Fahrzeug verlassen, als eine dunkle Limousine vorbei fuhr. Joyce kannte den Wagen bereits. Sie rutschte tief hinter das Lenkrad. Das Fahrzeug hielt vor dem Hospiz. Drei Männer in dunklen Anzügen stiegen aus und betraten das Haus.

Die Wissenschaftlerin wartete. Aber die Männer kehrten nach fünfzehn Minuten noch nicht zurück. Also schwang sie sich aus dem Alfa und lief rasch – eng im Schatten von Hauswänden – auf das Hospiz zu. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite blieb sie stehen. Das Haus lag im Dunkeln.

Joyce fluchte innerlich. Wie sollte sie hineinkommen?

Da flammte in einem Fenster im Parterre Licht auf und die Haustür öffnete sich. Was Joyce sah, enthob sie aller weiterer Gedanken. Die Männer schleppten ein Bündel zum Wagen. Einer öffnete den Kofferraum, die beiden an-

deren warfen es achtlos hinein. Die Klappe schloss sich.

Joyce blieb reglos stehen.

Die Männer schauten sich um, konnten die Beobachterin aber nicht ausmachen. Der Wagen rollte an.

Joyce riss sich die Sandaletten von den Füßen und raste barfuß zu ihrem etwa fünfzig Meter entfernt stehenden Alfa. Der Motor rührte auf, kaum dass sie im Fahrzeug saß. Sie gab Gas. Eben sah sie noch das Rücklicht der Limousine Richtung Rambla verschwinden.

Joyce trat ohne Rücksicht das Gaspedal durch. Der Wagen schlingerte um die Kurve. Die Baustelle sah sie spät. Der Alfa durchbrach die Absperrung. Joyce riss das Steuer herum. Der Wagen machte einen Satz. Es knirschte und krachte, dann radierten die Räder. Joyce gab mehr Gas. Sie raste mitten über die Rambla. Zwei Bänke gingen zu Bruch, dann musste ein Ginsterbusch daran glauben. Mit einem weiteren Satz schoss der Alfa die vier Treppenstufen an der entgegengesetzten Seite des Platzes hinunter. Joyce spürte die Fahrbahn wieder. Die Limousine befand sich etwa hundert Meter vor ihr.

Da schepperte es an dem Alfa. Joyce sah, wie die vordere Stoßstange quer zur Fahrbahn flog, auf dem Bürgersteig einige Stühle und Tische eines Cafés umfegte, gegen eine Laterne pralle und von dort irgendwo hinter dem Heck des Wagens im Nirgendwo verschwand.

Die Limousine hielt auf ein Industriegebiet zu. Joyce holte auf, ließ sich aber dann wieder zurückfallen. Ohne Fahrtrichtungsanzeige bog die Limousine nach rechts ab – die Fahrt verlief einen Berg hinunter – dann durch die Einfahrt einer scheinbar verlassenem ehemaligen Speditionsfirma.

Joyce löschte die Scheinwerfer und rollte weiter.

Sie konnte sehen, dass sich ein Rolltor hob und der ande-

re Wagen hineinfuhr. Das Tor schloss sich wieder.

Die Wissenschaftlerin atmete kurz durch und kontrollierte die Glock 20. Das Gewicht beruhigte Joyce. Die Erinnerung an alte Geheimdienstzeiten tauchte auf.

Zehn Minuten später stand die Wissenschaftlerin vor dem Tor. Kameras konnte sie keine ausmachen. So legte sie ihr rechtes Ohr an das kühle Metall. Sie hörte nichts.

Sie schlich um die große Halle herum. An der rückwärtigen Seite sah sie ein erleuchtetes Fenster. Es zeigte sich schmutzig. Joyce versuchte etwas zu erkennen. Sie sah einige Schatten.

Die Wissenschaftlerin stand noch unschlüssig, als sich etwas weiter entfernt eine Eisentür öffnete.

Ein Mann trat heraus.

Er rauchte und wandte ihr den Rücken zu. Joyce schlich näher.

Der Fremde warf die Zigarettenkippe weg und wollte zurück zur Tür.

Da schlug Joyce mit dem Griff der Waffe zu.

Lautlos sackte der Bursche zusammen.

Sie fing ihn auf und zerrte ihn in den Schatten der Gebäudewand. Dann schob sie sich vorsichtig an die Türöffnung heran.

»Sergé! Wo bleibst du?«, hörte sie da den Ruf.

Joyce huschte durch die Tür und sah einen Stapel alter Paletten. Dahinter verbarg sie sich.

»Sergé!« Der Ruf wurde barscher. Dann näherten sich Schritte. Ein untersetzter, bulliger Mann näherte sich. Er ging zur offenen Tür und wandte Joyce den Rücken zu.

Die Wissenschaftlerin handelte, ohne lange zu fackeln.

Nachdem sie den Burschen hinter den Paletten »versteckt« hatte, schloss sie die Eisentür und näherte sich einem zweiten Durchgang, der auf einen beleuchteten Gang

führte. Von dort zweigten vier Türen ab. Gedämpft vernahm sie Stimmen. Sie zog wieder die Schuhe aus und schlich barfuß weiter, die Glock 20 schussbereit.

»... der Dimensionsbrecher wird eben nach Tanger verladen. In vier Tagen fährt der Lkw weiter. Diese Tussi hier kann Sergé gleich aus dem Hubschrauber werfen.«

Da vernahm Joyce auch schon das Dröhnen von Helikopter-Triebwerken. Rasch zog sie sich hinter die Paletten zurück.

Durch die Türöffnung sah sie grelle Lichter. Gleichzeitig rannten vier Männer mit diversen Paketen aus der Halle. Joyce wartete noch, dann tauchte auch der verkappte Kleriker auf. Die Wissenschaftlerin huschte aus ihrem Versteck und in den Gang. Eine der Türen stand offen. Doch von Amanda sah sie nichts.

»He!«, rief da jemand hinter ihr. Joyce wirbelte herum und schoss!

Der Untersetzte bäumte sich auf und wurde in den Gang zurückgeschleudert. Joyce sah sich gehetzt in dem Raum um, aber außer ein paar Kisten gab es hier nichts. Wo mochte Amanda sein?

Durch das Getöse des Helikopters schien von den anderen niemand den Schuss gehört zu haben. Die Wissenschaftlerin drückte sich mit dem Rücken eng neben die geöffnete Tür. Sie musste abwarten, ob jemand Amanda holen würde. Da hörte sie durch den Motorlärm einen Ruf. »Holt den Rest!«

Joyce schaute vorsichtig um den Türrahmen. Zwei Männer standen auf dem Gang. Aber niemand schaute in ihre Richtung. Einer der Männer riss die erste Tür auf. Der zweite verschwand wieder nach draußen.

Der zweite tauchte wieder auf. Über seiner Schulter trug er ein Bündel, das einem zusammengerollten Teppich sehr

ähnelte. Joyce schoss dem Burschen in die Beine. Mit einem Aufschrei knickte er ein und stürzte schwer auf den Betonboden. Das schwere Bündel rollte über den aufgerissenen Beton. Joyce stürzte darauf zu. Mit fester Kordel hatte man es verschlossen. Joyce fluchte, als sie sich einen Fingernagel abbrach und die Knoten doch nicht öffnen konnte.

»Verdammt!«, vernahm sie da einen Ruf. Sie hob ruckartig den Kopf. Der Kleriker stand dort. Die Wissenschaftlerin riss die Pistole vom Boden hoch. Der Mann sprang in weiten Sätzen zur Tür. Joyce schoss, verfehlte den Mann aber. Sie sprang auf, blieb mit einem Fuß an dem zusammengerollten Bündel hängen und stürzte der Länge nach hin. Die Glock fiel scheppernd zu Boden und rutschte zwei Meter weit. Joyce rappelte sich hoch. Da hörte sie, wie es draußen lauter dröhnte. Der Helikopter schien abzuheben. Das Rotorengeräusch verebbte.

Joyce atmete auf. Sie hastete in den Raum mit den Kisten zurück. So, wie es aussah, hatte man, durch Joyces Auftauchen bedingt, nicht alles verladen. Sie fand ein angerostetes Messer.

Fünf Minuten später rollte die Wissenschaftlerin das teppichähnliche Gebilde aus.

Sie schluckte.

Eine weitere Stoffrolle befand sich darin. In diese waren zwei schwarze Rohre verpackt.

Keine Spur von Amanda!

Hatte man sie von Joyce ungesehen in den Flieger gebracht?

Da hörte sie Polizeisirenen.

Zwei Stunden später

»Die Geschichte soll ich Ihnen glauben?«

Der Beamte der Guardia Civil blickte über seinen Schreibtisch Joyce an.

In der alten Baracke stank es nach Schweiß und Zigaretten.

»Sie könnten bei der Britischen Botschaft anrufen«, knurrte die Wissenschaftlerin.

Der Beamte mit den Emblemen eines Polizei-Captains grinste nur. Dann bemerkte er: »Die können Ihnen auch nicht helfen. Sie haben einen Polizisten erschossen.«

Joyce schnappte nach Luft. »Sie spinnen!«

Statt einer Antwort winkte der Polizist einen Kollegen heran. Der legte einen Plastikbeutel mit diversen kleinen Tütchen auf den Schreibtisch. »Das befand sich in einer der Kisten. Sie wollten das Zeug abholen und sind von dem Undercover-Beamten erwischt worden. Dann haben Sie ihn kaltblütig erschossen. Señora – Sie werden uns noch einiges zu erzählen haben.« Er nickte über den Kopf der Wissenschaftlerin hinweg. »Befasst euch mit ihr!«

Joyce hatte keine Chance.

Zwei bullige Polizisten rissen sie von dem Stuhl hoch. Man schleifte sie durch einen Gang und brachte sie in einen Raum, in dem sich nur ein Holzstuhl befand.

»Setzen und Schnauze halten!«, schnarrte einer der Beamten. Er drehte sich dann wortlos um und verließ den Raum.

Die Wissenschaftlerin sah sich um. Es gab nur diesen Stuhl, kahlen Steinboden, kahle gekalkte Wände und eine an einem Draht einsam hängende verschmutzte Glühbirne.

Die Minuten schienen sich zu Stunden zu dehnen, bis zwei Beamtinnen in sehr adretten Stadt-Uniformen eintra-

ten. Eine trug einen kurzen Stock in den hinter dem Rücken verschränkten Händen.

Sie blickte Joyce an, während die andere Beamtin sich hinter die Stuhlrückenlehne stellte.

Alles ging blitzschnell. Die Hände der Beamtin hinter Joyce zuckten vor. Das Oberteil des Kleides zerriss und der Oberkörper, nur vom BH bedeckt, lag frei bis zum Bauchnabel.

Die Beamtin mit dem Stock trat vor, stellte einen Fuß mit dem schwarzen Pumps so auf Joyces Schoß, dass die Spitze ihren Intimteil berührte.

»Es liegt an dir, ob meine Kollegin dir den BH auszieht. Dann wird mein Stock ein wenig auf deinen Titten tanzen. Wie viel Hiebe hältst du aus?« Sie hatte es leise und emotionslos gesagt.

Joyces Mund wurde trocken.

»Was haben Sie von dieser sadistischen Tat?«, fragte sie mit rauer Stimme, die ihr selbst fremd vorkam.

Da riss die Beamtin hinter ihr ihren Kopf weit in den Nacken. »Hier stellen nur wir die Fragen. Weißt du, was wir alles machen können? Wir werden dir so lange auf die Brüste schlagen, bis sie blau anlaufen. Dann gibt es was auf die Handflächen, bis sie bluten. Danach kommt dein Arsch an die Reihe und die Fußsohlen bewahren wir uns zum Schluss auf. Sollte deine Kooperation dann immer noch nicht ausreichen, werde ich mich mit deiner Fotze beschäftigen. Vielleicht schiebe ich dir auch meinen nackten Fuß in den Arsch, bis dein Schließmuskel reißt. Du hast also die Wahl.«

Joyce musste schlucken. Endlich flüsterte sie: »Was wollen Sie wissen?«

Die Beamtin mit dem Stock lächelte nun und zog ihren Fuß zurück. »Das klingt schon besser. Steh auf!«

Joyce gehorchte und kam etwas wacklig auf die Beine.

»Ausziehen! Ganz!«, schnarrte die Beamtin.

Der Wissenschaftlerin blieb keine Wahl, wenn sie Gewalt vermeiden wollte. Wenig später stand sie splitternackt vor den beiden Beamtinnen.

Die Polizistin mit dem Stock nickte befriedigt. »Bueno! Jetzt auf die Knie!«

Joyce atmete tief und sank auf dem rauen, kalten Boden auf die Knie.

Die Beamtin zog langsam ihre Schuhe aus und stand nun in ihren hellen, durchsichtigen Strümpfen vor ihrer Gefangenen.

»Jetzt küsse mir die Zehen. Einen nach der anderen. Aber langsam.«

Joyce tat es.

Welche Wahl hatte sie ...?!

»Sehr gut«, lobte die Polizistin. »Setz dich auf den Stuhl.«

Langsam kam die Wissenschaftlerin wieder hoch und setzte sich. Die Beamtin zog ihre Schuhe wieder an.

»Gut! Also ... erste Frage. Wer bist du?«

»Joyce Coventree, Physikerin.«

Die Hand mit dem Stock schnellte vor. Der Schmerzensschrei von Joyce hallte durch den kalten Raum.

Irgendwo im Nirgendwo

Es rumpelte. Es war finster. Es vibrierte.

Amanda tastete umher und fühlte Holz.

Eine Kiste.

Das Dröhnen sprengte fast ihr Trommelfell. Jetzt erst realisierte sie, dass es sich um das Geräusch eines Helikoptermotors handelte.

Dann wackelte die ganze Kiste. Amandas Kopf schien senkrecht nach unten zu zeigen, dann rebellierte ihr Magen ... freier Fall ... Himmel! Was passierte da?

Ein harter Schlag nach unendlich langer Zeit. Aufklatschen. Holz barst. Kaltes Nass. Amanda tauchte tief. Wasser drang in ihre Lungen. Da! Ein fernes Licht. Amanda stieß an die Oberfläche, sackte wieder ab, stieß sich verzweifelt mit Armen und Beinen nach oben. Endlich! Luft! Mondlicht! Eine große Welle schwappte über sie. Ihr Körper drehte sich. Sie bekam wieder Luft. Das Dröhnen des Hubschraubers wurde leiser.

Sie öffnete die Augen. Ihr verschleierter Blick sah Wasser. Wasser ... Wasser ... nur noch Wasser.

Oh Gott!

Sie befand sich irgendwo auf dem Meer.

Eine Holzplanke. Amanda hielt sie fest.

Scheiße! Man hatte sie aus einem Helikopter geworfen.

Einfach so!

Sie atmete ruhiger. Milchiges Mondlicht fiel auf das leicht glitzernde Wasser. Amanda hatte keine Ahnung, wo sie war.

Sie hatte einen Hieb auf den Schädel bekommen. Sie spürte die eigroße Beule. Danach musste man sie noch einmal betäubt haben.

Sie sah sich um, so gut es ging. Weit und breit kein Land. Sie musste schwimmen. Wohin auch immer. Wie lange würde das gut gehen? Wie lange würden ihre Kräfte reichen? Von Haien mal ganz abgesehen, die nachts auf Jagd gingen.

Die Agentin zwang sich zur Ruhe und schwamm gleichmäßig.

Wie lange, wusste sie später nicht. Irgendwann machte sie die Schwimmbewegungen automatisch. Ihr Blick trübte

sich.

Plötzlich stieß sie an etwas. Sie schrak zusammen.

Eine hölzerne Bordwand. Sie hob den Blick. Ein Fischerboot.

Nur krächzend brachte sie einen eher schwachen Hilferuf zustande. Dann griffen schwielige Hände zu.

Dunkelheit senkte sich über sie.

Sie fühlte Wärme. Angenehme Wärme und den Geruch nach Fisch und Tee.

Mühsam öffnete sie die Augen und sah ein gutmütiges, bärtiges Gesicht unter einer Mütze.

»Hallo ... geht's wieder?«

Die Stimme klang angenehm.

Der Mann – wohl ein Fischer – reichte ihr einen Becher mit Kräutertee.

Amanda trank in großen Zügen.

»Sind Sie mit ihrem Boot gekentert?«, fragte der Mann.

Amanda lehnte sich in der Kojе zurück. »So ... ähnlich.«

»Aha.«

Amanda schaute sich in der kleinen, aber aufgeräumten Kajüte um. »Wie weit sind wir vom Land entfernt?«

Der Fischer zuckte die Achseln. »Um die zehn Meilen.«

Amanda schloss die Augen.

Der Fischer stand auf. »Ich heiße übrigens Juan.« Dann stiefelte er die kleine Treppe hinauf. »Ich bringe Sie an Land.«

»Wohin?«, wollte Amanda wissen.

»L'Estartit.«

Wenig später sprang tuckernd der Diesel an.

Zwei Stunden später

Amanda stand in der viel zu großen Latzhose am Kai.

»Was anderes hab ich leider nicht«, brummte Juan.

Die Agentin lächelte. »Geht schon. Danke.«

Der Fischer stand etwas verlegen. »Wo wollen Sie denn hin?«

»Nach Empuriabrava.«

Juan nickte. »Ich kann Sie hinbringen. Wenn Sie einen Moment warten ... mit dem Wagen geht es schneller als mit dem Boot.«

Wenig später befanden sie sich auf dem Weg.

Eine weitere Stunde später befand sie sich auf der *Electra*.

Juan staunte. »Ist das ... dein Schiff?«

Amanda bestätigte.

Der Fischer runzelte die Stirn. »Jetzt erzähl mir mal, was du im Wasser gemacht hast.«

»Man hat mich aus einem Hubschrauber geworfen«, entgegnete Amanda kurz.

Juan sperrte den Mund auf.

Die Agentin lachte leise. »Passiert mir öfter.«

Dann verschwand sie unter Deck und tauchte wenig später in Jeans und T-Shirt wieder auf. Sie gab Juan die Latzhose zurück. »Vielen Dank für deine Rettung und Hilfe.«

»Keine Ursache ... aber ... kann ich dir noch irgendwie helfen?«

Amanda schüttelte den Kopf. »Danke, das ist lieb. Aber jetzt muss ich alleine klarkommen.«

Juan seufzte. »Wie du meinst. Wenn du mich brauchst – ich bin ...« Er gab ihr eine Adresse in L'Estartit.

Amanda schaute den entschwindenden Rücklichtern nach. Dann rannte sie in die Kabine der Jacht. Sie kontaktierte die Paraforce-Zentrale. Mike, ein junger Agent, war

in der Leitung.

»Blacky ist in Southampton. Konferenz mit Sir Miles zusammen.«

Amanda verzog das Gesicht, was Mike aber ja nicht sah. »All right – Joyce ist verschollen.« Dann berichtete sie kurz und knapp.

Mike pfiff durch die Zähne. »Dann versuchte die Lady dich aufzuspüren.«

»Vermutlich.«

»Okay – ich lasse mal unsere Kontaktleute ran. Ich melde mich.«

Amanda ging an Deck und schaute auf den ruhigen Hafen. Dann enterte sie kurz entschlossen das Hoch-Cockpit und warf die Maschinen an. Langsam glitt die Jacht aus dem Hafen von Empuriabrava.

Sie befand sich wohl zwei Meilen von der Küste entfernt, als sie eine schattenhafte Bewegung hinter sich wahrnahm.

Die Agentin wirbelte herum und starrte im Widerschein der Cockpitinstrumente in ein von wilden schwarzen Locken umrahmtes Gesicht.

»Hallo«, sagte die Frau mit der leicht rauen Stimme.

Amanda schluckte. »Olivia ...? Olivia Metaxa? Teufel! Wo kommst du her?«

Die Mexikanerin aus Sheila Cargadors SCT-Team lachte leise. »Unsere Lady dachte, du benötigst Hilfe.«

Amanda hatte sich wieder gefangen und dachte an diverse Telefongespräche von Joyce.

»Sir John ...«, murmelte sie.

Olivia nickte nur.

Dann fielen sich die beiden Frauen in die Arme.

Die Mexikanerin löste sich und erklärte dann: »Wir haben ein Signal von Lady Coventree. Aus einem kleinen Nest bei Sant Pere Pescador. Eine Guardia Civil-Station,

die eigentlich außer Betrieb ist. Nimm Kurs West.«

Amanda schluckte. »Wieso Signal?«

Erneut lachte Olivia auf. »Der gute John hat ihr zum Geburtstag vor drei Wochen ein kleines nettes Fußkettchen geschenkt. Das läuft über den Sender des SCT. Sheila hat ihre Mom unter Kontrolle.«

Amanda musste trotz der Situation lachen. Dann gab sie Gas.

Ein verwittertes, halb kaputtes Hinweisschild wies ihnen am Stadtrand von Pescador den Weg.

Nach längerem Suchen fanden sie in der verlassenen Station eine völlig apathische Joyce Coventree in einem Verschlag.

Der folgende Tag

Joyce kam nur mühsam aus der Koje.

Olivia und Amanda stützten sie und brachten sie auf das Sonnendeck. Die Wissenschaftlerin trug nur ein leichtes Leinenkleid. Hände und Füße zeigten sich von der erlittenen Tortur geschwollen und blutunterlaufen.

Amanda ballte wütend die Fäuste. »Diese verdammten ...«

Olivia fasste sie sanft am Arm. »Ruhig, Baby. Wir kriegen die Vögel und dann machen wir noch ganz was anderes mit denen.«

Joyce stöhnte. »Ich habe nichts gesagt und das machte sie noch wütender.«

Amanda ging vor der Frau in die Knie. »Ich hätte dich da nicht mit reinziehen dürfen.«

Joyce lachte freudlos. »Ich hab mich selber da hineingezogen. Mach dir keine Gedanken. Ich habe früher selber an der Front gespielt. Es gibt noch Schlimmeres. Glaube mir.«

Amanda schnaufte. Dann ging sie in das Cockpit.

»Wie habt ihr mich überhaupt gefunden?«, wollte die Wissenschaftlerin wissen.

Olivia lachte nun leise auf. »Tja ... Sheila hängt wohl doch an ihrer Mutter.« Sie zeigte auf das zierlich wirkende Fußkettchen. »SCT-Sonderanfertigung.«

Nun blickte Joyce verblüfft. »Das ... habe ich von John ...«

Die Mexikanerin nickte. »Das haben Sheila und Sir John gemeinsam ausgetüftelt. Der gute John hatte wohl etwas Sorge bei Ihren Eskapaden.«

Die *Electra II* nahm wieder Fahrt auf. Amanda steuerte Mallorca an. Da erreichte sie ein Funkspruch von der Paraforce-Zentrale.

»Eine Leiche in Castello? Weshalb soll ich sie mir ansehen?«

»Weil es Beryll Daves ist«, kam es sachlich von Blackstone. »Ich möchte nicht, dass die spanische Polizei da mitmischet.«

Amandas Mund wurde trocken. »Beryll ... woher wissen Sie das?«

»Ein V-Mann. Er kann das aber nicht lange zurückhalten.«

Amanda riss die *Electra* in eine so scharfe Wende, dass Olivia und Joyce erschreckt aufschrien.

Amanda hatte die Jacht gut gesichert und sich dann mit Olivia auf den Weg gemacht. Als sie vor dem abgewrackten Haus in der kleinen Gasse unweit der Basilika standen, kam ihnen ein Mann in der Uniform der Mossos d' Esquadra entgegen.

»Kommen Sie! Blackstone hat Sie angekündigt. Wenn das jemand spitzkriegt, bin ich meinen Job und wer weiß was los.«

In dem Haus wohnte niemand mehr. Schon längere Zeit nicht. Es roch nach Moder. In einem Zimmer saß auf dem Boden, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, eine Gestalt. Sie trug Kleidung, die altmodisch wirkte.

Amanda ging in die Hocke und Olivia hielt die kleine leistungsstarke Lampe fest.

Kein Zweifel – es war Beryll Daves. Amanda hatte sich das Gesicht nach einem Foto gut eingepägt.

Was sie stutzig machte, waren feine Brandspuren an den Händen und im Haar der Frau.

Olivia berührte die Wunden. »Kannst du dir das erklären?«, fragte sie.

Amanda nickte. »Als das Zeitfeld sie ... ausspuckte, ist es passiert. Denk mal an die Verletzungen einiger Besatzungsmitglieder der *Eldridge*.«

Sie vernahmen das Auf- und Abschwollen von Polizeisirenen. Olivia sprang auf. »Wieso kommt jetzt die Polizei?«

Sie sah den Mann der Mossos an. Der zuckte die Achseln. »Jemand muss sie alarmiert haben. Sie sollten besser verschwinden.«

Amanda wollte schon aufspringen, als ihr etwas auffiel. In der Kakibluse der toten Wissenschaftlerin steckte ein schmales schwarzes Notizbuch. Die Agentin nahm es rasch an sich.

»Hinten raus!«, rief der Mann der Mossos. »Schnell!«

Durch mehrere verwilderte Gärten erreichten Olivia und Amanda ihren Wagen. Eine halbe Stunde später befanden sie sich wieder auf der *Electra*.

Joyce sah ihnen entgegen. Sie hielt Amanda gleich einen Computerausdruck entgegen. »Dein Rechner hat was aus dem Kloster registriert.«

In diesem Moment schrie die Mexikanerin vom Heck her auf und zeigte senkrecht zum Himmel. Alle Blicke folgten

ihr. Direkt über der *Electra* hatte sich aus einer weißen Wolkenspirale ein Trichter entwickelt. Rasend schnell drehten sich die Wolkenränder, wie bei einem Hurrikan. Im Mittelpunkt des Trichters pulsierte es tiefgrau.

»Verdammt! Sie experimentieren!«, rief Amanda. »Ein Zeitfenster direkt über uns!«

Joyce stemmte sich aus dem Bordsessel hoch. »Vielleicht gilt das ja uns.«

Amanda wurde noch eine Spur blasser.

Sie enterte in Rekordzeit das Cockpit. Die beiden Turbo-Diesel sprangen an. Amanda rammte den Gashebel auf Vollgas. Die *Electra* machte einen Satz nach vorn, dass der Bug sich steil aus dem Wasser hob.

Da hüllte sie der grünliche Nebel ein.

In der Zeitfalle

Alles wirkte anders.

Amanda wusste nicht zu sagen was, aber es war *anders!*

Sie stellte die Motoren ab, die *Electra* dümpelte nur noch in den sanften Wellen. An Backbord sah man die Küste. Aber nichts mehr von dem Ort Sant Pere Pescador.

Die Argentinin warf einen Blick auf den automatischen Bordkalender.

12. Mai 1958.

Olivia erklimmte die Leiter zum Hochcockpit. »Was ist los?«, fragte sie, als sie Amandas starren Blick sah. Stumm deutete diese auf den Kalender.

»Zwölfter Mai ...«, die Mexikanerin legte die Stirn in Falten. »Weshalb gerade dieser Tag 1958?«

Da erklang die Stimme von Joyce. »An dem Tag wurde die *North American Aerospace Defense Command* gegründet.«

Amanda hielt die Luft an. »NORAD? Moment mal ...«

Alle schauten die Sprecherin an. Da schnippte Joyce mit den Fingern.

»NORAD ist die zentrale Führungsstelle für die Luftverteidigung und Frühwarnung der amerikanischen und kanadischen Luftstreitkräfte. Gleichzeitig ist es auch für die Weltraumüberwachung und Verfolgung von gestarteten Interkontinentalraketen zuständig. Der Kommandeur ist direkt dem Präsidenten unterstellt.«

Amanda lachte hart auf. »Und Präsident war Dwight ›Ike‹ David Eisenhower.«

Joyce nickte. »Dusberg war Berater im Gremium für Weltraum-Überwachung. Ein Freund von Air Marshal Roy Slemon. Kurz, nachdem Dusberg verschwand, verschwand auch Slemon.«

»Ein Zufall?«, flüsterte Amanda.

Da mischte sich Olivia ein. »Hatte da nicht auch ... Teufel! Am 12. Mai hatte ein Treffen zwischen Dusberg und Slemon auf der Präsidenten-Jacht *Honey Fitz* stattgefunden.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Was bringt uns das weiter?«

Die Mexikanerin griff zum Fernglas und suchte rundum den Horizont ab. Dann senkte sie das Glas und erkundigte sich: »Wie sind unsere Koordinaten?«

Amanda las sie ab.

Olivia nickte zufrieden. »Wir sind richtig. Die Jacht kam von Malta.«

Amanda runzelte die Stirn. »Wieso Malta?«

Da mischte sich Joyce ein. »Dort hatte man spezielle Dinge für NORAD ausgehandelt. Die Atombomber sind nur ein Vorwand gewesen. Weshalb sollte man damals schon so spektakulär den Weltraum überwachen wollen?«

Amanda schlug sich mit der linken flachen Hand in die

rechte Faust. »Weil die Experimente begannen.«

Joyce nickte wieder. »Noch was kommt hinzu. Slemon war ein Cousin von Beryll Daves.«

Amanda hielt unwillkürlich die Luft an.

Olivia hatte wieder das Fernglas angesetzt. »Da!«, rief sie plötzlich. Alle Gesichter ruckten herum. Weit am Horizont zeichnete sich ein grauer Schiffsumriss ab. »Da kommt die *Honey Fitz*.«

Amanda nahm ihr das Glas aus der Hand. »Wie kommst du ...« Sie setzte das Glas ab und schaute die Mexikanerin mit runden Augen an. »Du denkst ... wir sind gezielt hier?«

Olivia grinste. »Wette ich!«

Nach etwa zwei Stunden fuhr die Jacht – ein wunderschönes Schiff mit vielen Holzaufbauten – an ihnen in nur kurzem Abstand vorbei.

»He!«, rief Amanda aus. »Die scheinen uns überhaupt nicht zu sehen.«

Olivia öffnete hastig die Notsignalkiste im Cockpit und lud rasch die Signalpistole. Dann legte sie an. Die Jacht zeigte ihnen nun das Heck. Olivia zielte genau darauf.

Zischend verließ die Leuchtkugel den Lauf. Sie jagte über das Deck. Ein greller Lichtblitz ... nichts geschah weiter.

Amanda schluckte. »Hast du überhaupt jemanden auf der Jacht gesehen?«

Olivia verneinte das.

Amanda sprang ans Ruder zurück und startete die Diesel. Zügig hatten sie die *Honey Fitz* eingeholt. Amanda ging längsseits.

Von der Jacht gab es keine Reaktion.

»Werft eine Trosse rüber!«, rief die Paraforce-Agentin. »Wir gehen an Bord.«

Fünfzehn Minuten später standen Amanda und Olivia

Metaxa auf den polierten Holzplanken der US-Jacht.

»Hier ist jemand, aber keiner ist zu sehen. Aber sieht man uns?« Amandas Nasenflügel vibrierten.

Olivia lockerte unmerklich ihre 45er im Gürtel. »Ich habe keine Ahnung.«

Sie betraten durch eine Schiebetür den weiträumigen Salon.

»Uiih!«, machte die Mexikanerin. »Das würde Mutter schon gefallen. Nur ein bisschen weniger alter Kitsch.«

Die Paraforce-Agentin kicherte. »In der Zeit, in der wir uns aufhalten, war das modern, Verehrteste.«

Olivia atmete tief ein. Dann bemerkte sie: »Es riecht nach frischem Kaffee.«

Amanda bestätigte das. Sie kamen an eine gemütliche Sitzecke. Tatsächlich standen dort mehrere, zum Teil halb ausgetrunkene Tassen mit Kaffee. Olivia testete. »Ist ganz warm.«

»Hallo! Ist hier jemand?«, rief Amanda laut.

Es kam keine Antwort. Jedoch zog etwas anderes ihre Aufmerksamkeit auf sich. Auf einem Schreibtisch lagen zahlreiche Pläne und Mappen.

Da vernahmen sie einen Ruf von außen.

Es war Joyce. Sie gestikuliert wild. Amanda schob eines der Fenster auf. »Was ist?«

Joyce deutete nach oben. »Es geht wieder los!«

»Sch... !« Amanda schnellte zurück. Sie raffte an Unterlagen zusammen, was sie bekommen konnte. Olivia half. Wenig später standen sie auf der *Electra*.

Direkt über ihnen hatte sich wieder ein pulsierender Trichter gebildet. Es roch nach Ozon und Amandas Haare begannen zu knistern. Ein warmer, sanfter Wind machte sich bemerkbar.

Der Nebel kam wie aus dem Nichts.

Nachdem er sich gelegt hatte, sahen alle wieder Sant Pere Pescador, als sei nichts geschehen.

Amanda schloss für einen Moment die Augen. Dann knurrte sie: »Aber wir haben die Unterlagen.«

Empuriabrava

Die *Electra* dümpelte gut abgeschirmt in der *Marina*.

Es war bereits dunkel. Auf dem Tisch unter dem Sonnensegel stand eine Karbidlampe. Seit vier Stunden gingen Amanda, Joyce und Olivia sowohl die Unterlagen von der *Honey Fitz* wie auch das Notizbuch von Beryll Daves durch.

Die Mexikanerin angelte sich einen der pechschwarzen Zigarillos aus der Packung.

»Gib mir auch einen«, murrte Amanda.

Joyce kicherte. »Schon mal davon gehört, dass ...«

»Haben wir!«, kam es im Chor.

Amanda lehnte sich zurück. »Also – wir haben hier ein komplettes Programm, dass wohl seit Ende 1958 oder 1959 läuft. Und zwar in der Nähe von Tanger. Das Kloster ist auf den Ruinen einer uralten Einsiedelei erbaut worden. Aber es dient der Tarnung. Unter dem Kloster befindet sich eine große Energieanlage. In Castello verspürte ich auch Vibrationen. Ich gehe davon aus, dass es sich um Transmissionsstationen handelt.«

Joyce beugte sich vor. »Du denkst, die *beam* sich von Tanger nach Castello und umgekehrt?«

»Vielleicht auch in andere Klöster«, warf Olivia ein. »Das würde doch erklären, wieso die Attentäter nach den Anschlägen so rasch unauffindbar wurden.«

Joyce wedelte mit den Armen. »Wartet mal, Mädels ... wenn die Navy so was könnte, dann hätte sie das in Viet-

nam und Korea und ... Afghanistan schon gemacht.«

Die Mexikanerin von SCT schaute die Wissenschaftlerin ernst an. »Lady Coventree – sind Sie sicher, dass das nicht gemacht wurde? Denken sie mal an die Supereinsätze von gewissen Eingreiftruppen. *Ich* habe mich schon öfter gefragt, wie diese so rasch auftauchen konnten.«

Man sah, wie Joyce blass wurde. »Heaven!«

Amanda beugte sich vor. »Also damals – bei der Gründung von NORAD – wurde bereits von gewissen Leuten alles mit geplant. Vielleicht ist NORAD die Zentrale. Die amerikanische Regierung dementiert, aber sie ist mit einer der Drahtzieher. Finanziert alles.«

Joyce fuhr sich durch das Gesicht. »Du liebe Güte«, flüsterte sie.

Die Mexikanerin lachte leise vor sich hin. »Es gibt ja Verschwörungstheorien, der jetzige Präsident sei nur eine Marionette der angeblich geheimen Weltregierung.«

Joyce schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Nun hört aber mal auf, Kinder! Die Sache ist schon so verzwickt genug.«

Olivia fuhr sich über die Augen. »Okay ... was tun wir jetzt?«

Amanda richtete sich auf. »Zwei Dinge! Wir finden heraus, was in diesem kleinen ominösen Päckchen war. Ich denke, die Antwort finden wir in dem Hospiz. Zweitens ... wir müssen herausfinden, was für ein Transport nach Tanger startet.«

Joyce runzelte die Stirn. »Weiter?«

Amanda stieß den Rauch des Zigarillos aus. »Dann fahren wir nach Tanger.«

Marokko

Amanda, Joyce und Olivia blickten auf den flachen Bildschirm.

Joyce lachte leise vor sich hin. »Du Teufelsbraten hast wirklich einen Spion an ihren PC gesetzt«, flüsterte sie.

Die Paraforce-Agentin grinste. »Ich hab ja nicht unnütz meinen Hals riskiert.«

Sie ging die Dateien durch. Plötzlich rief sie: »Na so was! Das Emblem von *Air Wings*!«

»Also hängen die doch mit drin!«, stieß Joyce hervor.

Amanda öffnete Konstruktionspläne und Tabellen.

Diese zeigten spezielle Behälter. Darin befanden sich Generatoren mit superkleinen Atombatterien.

Bald wurde die Bedeutung klar.

»Um ein stabiles Feld zu erhalten und den ganzen Planeten als Parallelwelt ein paar Sekunden in die Zukunft zu versetzen, werden vier Transmissionsfelder benötigt. Im genauen Winkel zueinander. Von einer Zentrale in der Nähe von Tanger wird dieses Feld gesteuert. Aber der vierte Generator fehlt noch,« erklärte Amanda. »Der muss in dem Kloster bei Tanger installiert werden. Und zwar ... ha ... in fünf Tagen. Den werden wir abfangen!«

Sie öffnete die nächste Datei.

»Hallo! Die Bahnen der angeblichen Fernmelde-Satelliten! Sie können von der NORAD-Zentrale in Cheyenne Mountain gesteuert werden. Die Satelliten ergeben ein Feld, über das gleichmäßig die Transmissionsstrahlen gebündelt werden, um ein Loch in das Raum-Zeit-Gefüge zu brechen.« Amanda lehnte sich zurück.

Olivia schnaufte. »Okay – ohne den vierten Generator läuft das Großprojekt nicht. Wir wissen also, wie wir den Irrsinn verhindern. Aber was hat es mit dem mysteriösen

Päckchen auf sich?«

Da deutete Joyce auf einen Punkt in der Satelliten-Konstruktionszeichnung. »Hier! Es handelt sich um eine Steuereinheit. Mit dem Großrechner bei NORAD gekoppelt, kompensiert sie alle Daten, die benötigt werden, und kann das Wurmloch genau festlegen.«

Amanda informierte Blackstone.

»Diese Steuereinheit wird wohl schon in einem speziellen Flieger unterwegs sein. Da kommen wir nicht ran«, kam die Antwort aus New York.

»Nein, Sir«, sagte Amanda. »Aber ich kann den Transporter zum Kloster aufhalten.«

»In Ordnung. Ich lasse Ihnen per *Hubble* entsprechende Bilder senden. Dann können Sie entscheiden, wie und wo Sie am besten zuschlagen.«

Nachdem die Verbindung beendet war, erklimmte Amanda wieder den Steuerstand. Die *Electra* nahm Kurs auf Marokko.

Kurz vor der Küste nahm sie ein grünliches Fluoreszieren unter der Wasseroberfläche wahr.

»Es folgt uns«, stellte Joyce sachlich fest. »Was ist das für ein Ding?«

Amanda drosselte die Maschinen. Das grünliche Leuchten verlangsamte gleichfalls.

Da stand Olivia im Taucheranzug auf dem Deck. »Es ist nur knapp eine halbe Meile. Ich sehe mir das mal aus der Nähe an.«

Ehe jemand eingreifen konnte, war die Mexikanerin in das nächtliche Mittelmeer gesprungen.

Amanda stellte die Motoren ab und rutschte die Leiter abwärts. Mit dem Unterwasserradar verfolgte sie Olivia. Als helle Spur war sie gut zu erkennen. Doch da war noch etwas anderes.

Dort, wo sich das geheimnisvolle Objekt aufhalten musste, pulsierten merkwürdige Wellen. Sogleich machte Amanda eine Computeranalyse.

»Madre de Dios!«, stieß Joyce aus. »Das sind einwandfrei wechselnde Magnetfelder!«

Der Kopf der Paraforce-Agentin ruckte herum. »Was heißt das?«

Die Wissenschaftlerin wedelte mit den Armen. »Das ... heißt ... das Ding ist eine halb materialisierte Zeitmaschine. Wenn Olivia in den Sog gerät, dann ...«

Mehr musste Joyce nicht sagen. Amanda sprang hoch in das Cockpit. Die Diesel röhren auf und die *Electra* machte einen Satz nach vorn. In rasender Fahrt ging es auf den Punkt zu, an dem sich die Mexikanerin befinden musste. Als das Boot fast über ihr war, drosselte Amanda die Motoren und hechtete einfach vom Freiluftcockpit ins Meer.

Joyce hielt den Atem an.

Unter Wasser sah Amanda nur den Widerschein von Olivias Minilampe. Mit kräftigen Zügen erreichte sie die Kollegin. Diese zuckte zusammen und erkannte Amanda nicht direkt. Sie glaubte an einen Angriff und setzte sich zur Wehr, doch dann hatte sie begriffen. Gemeinsam mit der Paraforce-Agentin durchstieß sie die Wasseroberfläche.

»Was soll der Mist?«, rief die Mexikanerin.

»Ein Zeitstrom«, kam es keuchend von Amanda. »Wenn du da hineingerätst, landest du irgendwo im Raumkontinuum.«

Die Mexikanerin verzog das Gesicht. »Irgendwie nervt mich die ganze Angelegenheit langsam.«

Sie schwammen zum Boot zurück und Joyce warf die Strickleiter über die Reling.

Nach drei Stunden meldete sich Blackstone.

»Das Kloster liegt zwischen Tanger und Malabata. In ei-

nem Tal. Sie müssen über die A4 fahren und dann ins Gebirge abbiegen. Ich sende Luftbilder.«

Gegenwart

Amanda hatte diese Bilder vor Augen, als Blackstone sie von dem Abschuss des Transporters abhielt.

Sie schlug mit der freien Faust auf den Felsen. »Scheiße, Blackstone! Konnte man das nicht vorher herausfinden? In einer Stunde ist das Ding am Kloster!«

»Sorry, aber ...«

Amanda unterbrach die Verbindung. Sie sah die sich entfernende Staubwolke des Transporters. Sie wuchtete den Granatwerfer über die Schulter und rannte den der Straße entgegengesetzten Hügel hinunter. Dort im Jeep saß Olivia Metaxa. Sie blickte der Agentin verblüfft entgegen.

»Was ist schief gelaufen?«

Amanda sagte es ihr.

»Bullshit! Und jetzt?«

»Gib Gas!«, gebot Amanda.

Olivia fragte nicht. Schlingend raste der Jeep über den Schotter und ein paar kleine Baumstümpfe, dann erreichten sie die schmale, mit Sandfeldern überzogene Asphaltstraße.

»Was hast du vor?«, rief die Mexikanerin fragend durch den Fahrtwind.

Amanda wischte sich, hinter die Windschutzscheibe geduckt, das schwarze Haar aus der Stirn. Von der Mähne her hätten Olivia und sie Schwestern sein können.

»Den Transport aufhalten. Irgendwie!«

»Ihr Götter der Azteken!«, rief Olivia aus und trat das Gaspedal mit dem Fuß bis zum Bodenblech durch.

Bald kam der Truck in Sicht. Die Straße verlief relativ ge-

rade. So konnte Olivia mächtig »Gummi geben«. Die ehemalige Rallye-Fahrerin holte das Letzte aus dem Jeep heraus. Der Motor wimmerte schon protestierend.

Immer näher kam die Rückseite des Aufliegers. Als sie nur noch einen Abstand von etwa fünf Metern hatten, ging Amanda auf dem Beifahrersitz in die Hocke und hielt sich am oberen Rand der Windschutzscheibe fest. Gleichzeitig zog sie mit einer Hand den großen Lederbeutel nach. Sie hängte ihn sich um den Hals.

Olivia verdrehte die Augen, sagte aber nichts. Sie schob den Jeep näher heran. Nur noch zwei Meter!

Amanda stieg über die Scheibe auf den Kühler. Sie versuchte, mit den Stiefeln festen Halt zu bekommen. Der Auflieger besaß hinten eine Sicherungshalterung aus Eisenstreben. Amanda machte einen Satz und krallte die Hände in eine der Querstangen. Der Jeep fiel zurück. Einen Moment hingen die Füße der Agentin in der Luft, dann gelang es ihr, diese auch auf den Wagen zu ziehen. Krampfhaft hielt sie sich fest.

Die Straße wurde kurviger. Olivia musste vom Gas, um nicht mit dem Heck des Trucks zu kollidieren.

Amanda zog sich höher. Genau vor sich hatte sie den Generator. Er besaß Ähnlichkeit mit einem mittelgroßen Öltank. Nur dass er an den Seiten zahlreiche Anschlüsse aufwies.

Amanda stieg über die Sicherungshalterung und kroch von dort seitlich unter das Aggregat. Der Spalt mochte wohl eben mal eine Körperbreite betragen. Doch hier besaß sie einen einigermaßen sicheren Halt. Vorsichtig arbeitete sie sich weiter nach vorn. Bald sah sie das Führerhaus vor sich. Durch die relativ schlechte Straße – der Truck fuhr eh viel zu schnell – vibrierte die Rückseite der Fahrerkabine vor ihr. Es gab kein Rückfenster. Amanda schaute rechts

an dem Truck vorbei. Es gab sehr ausladende Seitenspiegel.

Die Straße wurde wieder gerader. Da Olivia ahnte, was die Kollegin vorhatte, zog sie hupend an dem Truck vorbei und setzte sich vor ihn. Als Olivia die Geschwindigkeit des Jeeps reduzierte, ließ der Truckfahrer ein tiefes Signalthorn erklingen. Amanda nutzte die Gelegenheit – schließlich war der Fahrer abgelenkt –, enterte mit einem Sprung die kleine Plattform hinter der Fahrerkabine und hangelte sich dann – die Finger nur in eine Art schmale Regenrinne gekrallt – auf das rechte Trittbrett des Trucks. Rasch umklammerte die das Gestänge des Außenspiegels.

Nun merkte der Fahrer, dass da wohl etwas nicht kosher war. Er versuchte an dem Jeep vorbei zu kommen, doch Olivia versperrte ihm den Weg. Der Truck rammte den Jeep. Amanda sah, wie das kleine Fahrzeug einen Satz nach vorn machte und ins Schlingern geriet, Olivia fing es aber ab. Nun riss Amanda die Tür auf und katapultierte sich auf den freien Beifahrersitz. Sie griff in den Beutel und hielt die Glock in der Hand.

»Bremsen, mein Junge oder du siehst Allah«, zischte sie.

Sie sah, wie dem Fahrer das Blut aus dem Gesicht wich.

»Was wollen Sie? Was soll das?«, rief er aus.

»Das erkläre ich dir, wenn der Truck steht.«

Aber scheinbar wollte der Bursche den Helden spielen. Er versuchte, Amanda die Waffe aus der Hand zu schlagen. Da löste sich der Schuss und jagte dem Fahrer ins rechte Bein. Der zuckte, schrie und verriss das Lenkrad. Der Truck begann zu schleudern. Amanda sprang den Burschen an und warf sich quer über ihn. Mit der linken Hand ertastete sie den Türgriff und drückte ihn hinunter. Die Tür sprang auf.

Da schrie Amanda vor Schmerz auf. Der Bursche hatte

ihr beide Hände ins Haar gekrallt und riss ihren Kopf hoch. Die Hand mit der Glock fuhr abwärts. Der nächste Schuss knallte in den linken Fuß des Fahrers. Der kreischte auf und ließ die Haare los. Amanda stemmte sich ruckartig hoch. Ihr Hinterkopf traf das Kinn des Mannes. Dann griff sie mit beiden Händen das Lenkrad und versuchte der Schleuderbewegung gegenzusteuern. Gleichzeitig riss sie die Beine herum und trat mit beiden Füßen auf das große Bremspedal. Die Räder des Trucks verließen die Fahrbahn. Da kam der Felsbrocken auf sie zugerast. Es knallte und knirschte, splitterte ... Um Amanda wurde es schwarz.

Das Erste, was sie sah, war Olivias verschmutztes, besorgtes Gesicht.

»He ... da bist du ja wieder. Alles noch heil?«, fragte sie mit belegter Stimme.

Amanda brauchte noch zwei Minuten. Vorsichtig versuchte sie aus dem dünnen Gras aufzustehen.

»Du wurdest aus dem Truck geschleudert«, erklärte die Mexikanerin.

Amandas Blick klärte sich.

Der Truck lag halb auf der Seite, gegen eine Felswand gelehnt. Das Führerhaus teilweise abgerissen, die Teile verstreut.

Die Paraforce-Agentin kam hoch. Aufmerksam schaute sie sich um.

Der Generator lag noch auf dem schräg hängenden Auflieger. Er schien unbeschädigt. Soweit man das erkennen konnte.

»Okay«, sagte Amanda mit krächzender Stimme. »Dann lass uns mal einige Teile von dem Ding umbauen und verschwinden.«

In des »Drachen« Höhle

Die Finsternis der Wüste lag über dem Kloster.

Zwei schattenhafte Gestalten näherten sich der Einfassungsmauer.

Sie schienen sich genau abgesprochen zu haben. Synchron jagten von Minikatapulten Pfeile mit dünnen Drahtseilen über die sechs Meter hohe Mauer. Es dauerte nur drei oder vier Minuten, dann standen die beiden Eindringlinge im Klostergarten.

Dieser unterschied sich kaum von anderen Gärten.

»Beste Tarnung«, flüsterte eine der Gestalten. Sie setzte sich jetzt eine Spezialbrille auf – die andere tat es ihr gleich.

Amanda Harris und Olivia Metaxa zeigten sich bestens ausgerüstet. Ebenfalls hatten sie sehr genau die Satellitenaufnahmen geprüft und sich jede Kleinigkeit eingepägt.

Paraforce hatte sie mit allem versorgt.

Da sahen sie aus den Augenwinkeln zwei kräftige Scheinwerfer.

»Das Haupttor«, flüsterte Amanda.

»Ja«, kam es von der Mexikanerin. »Der Generator wird gebracht. Vermutlich hatte die Karre GPS.«

Ungehindert huschten sie weiter durch den Garten – vorbei an Brombeeren und Rosenbüschen – bis zu einer kleinen Eichentür an der Westwand. Dort versperrte ein Bewegungsmelder den Weg. Diesen auszutricksen kostete Olivia nur eine Minute. Es knackte kurz – dann ließ sich die Tür öffnen. Die Stirnlampen der beiden Agentinnen rissen eine steile Wendeltreppe aus der Finsternis. Man spürte hier deutlich die Vibrationen von großen Stromaggregaten.

Die enge steile Treppe schien unendlich zu sein, doch dann erreichten die beiden Frauen ein Podest. Ab hier führte eine Eisenleiter gerade nach unten. Zwei Abfang-

strahlenbündel galt es zu überwinden, dann standen sie vor einem Stahlschott.

Es gab keine Kameras und keine Lichtschranken. Aber vermutlich würde ein Alarm ausgelöst werden, wenn jemand unbefugt das große Handrad des Schotts drehen würde.

Olivia presste die Lippen zusammen. Amanda untersuchte das Schott.

Es gab keinen anderen Weg.

»Volles Risiko«, flüsterte sie und dann drehten sie gemeinsam an dem einen Meter durchmessenden Rad.

Zeitgleich saß Joyce auf der Jacht im Hafen von Tanger.

Sie beobachtete die Monitore – schwerpunktmäßig das Unterwassersonar. Bisher war alles ruhig.

Als sie die Schritte am Kai hörte, zog sie die Glock 20 vorsichtshalber in ihre Nähe. Doch die Schritte verebhten. Joyce atmete durch. Obwohl die Jacht sehr abgelegen lag, konnte man nie wissen. Sicherheitshalber hatte sie auch die Kabinentür verriegelt. Nur ein kleines Oberlicht war offen.

Das Satellitentelefon meldete sich. Wenig später vernahm sie die sonore Stimme von Sir John.

»Alles in Ordnung bei euch?«, erkundigte er sich.

Die Lady lächelte. »Aber ja, Liebster. Alles ruhig.«

»All right – wie ich hörte, sind die beiden im Kloster.«

»Ja, sie wollen der Sache ein für alle Mal ein Ende machen.«

Am anderen Ende war es einen Moment still. Dann: »Wir haben über geheime Regierungskanäle den amerikanischen Präsidenten kontaktiert. Er hat sofort seinen Verteidigungsminister einbestellt. Dieser ist für NORAD verant-

wortlich.«

»Ha!«, machte Joyce. »Die werden doch da mauern.«

»Wie auch immer ... die Klöster werden ausgeschaltet. Sobald Amanda Harris Beweise hat, schlagen wir in allen Standorten zu.«

Das Gespräch wurde beendet.

Joyce blickte noch einmal auf die Bildschirme, dann stand sie auf, um sich einen Tee zu machen. Sie ging zu dem schmalen Durchgang zur Kombüse.

Als mit einem Knall die kleine Fensterscheibe zerbarst, hatte Lady Joyce Coventree keine Chance.

Zu der Zeit befanden sich Amanda und Olivia in einem langen dunklen Tunnel, der sich hinter dem Schott aufgetan hatte. Die Geräusche von diversen Maschinen wurden lauter.

»Hier muss irgendwo die Hauptschaltstation sein«, zischte Olivia.

Die Wände erwiesen sich im Schein der Stirnlampen aus gewölbtem Beton. Vorsichtig schritten sie weiter. Hohl klangen trotz der Gummisohlen die Schritte. Dann standen sie vor einem dicken Bündel farbiger Strahlen. Kreuz und quer durchzogen sie den Gang.

»Hätte mich auch sehr gewundert«, zischte die Mexikanerin. Sie blieben stehen. Amanda schürzte die Lippen und deutete nach links. Dort bestand eine Möglichkeit, wenn man den Körper wie einen Aal wand, hindurchzuschlüpfen.

Olivia zuckte die Achseln. »Keine andere Chance.«

Millimeterweise arbeiteten sie sich vor und nach zehn Minuten schweißtreibender Akrobatik hatten sie das Hin-

dernis überwunden – aber nur, um vor einer weiteren Eisentür zu stehen.

Diese war durch einen Zahlencode gesichert.

Amanda angelte aus einem kleinen Lederbeutel ein handyähnliches Gerät. Sie drückte es auf die Tastatur.

Sogleich blinkten acht Zahlen auf.

Amanda tippte diese ein. Die Tür schwang lautlos nach innen. Ein bläulich illuminiertes Raum bot sich dar.

Die beiden Agentinnen traten vorsichtig ein.

Der elektrische Schock kam unvorbereitet!

In der Hölle

Amanda schrie auf.

Sie hing splinternackt an einer Art Fleischerhaken wie im Schlachthaus. Ihr genau gegenüber hing Olivia.

Der Raum zeigte sich quadratisch und bis auf zwei silbri-ge Metallschienen kahl.

Vor ihnen standen zwei Nonnen.

Eine hatte eben ihre Peitsche über Amandas Bauch klatschen lassen. Die Paraforce-Agentin glaubte, die gesamte Bauchdecke müsse aufgerissen sein.

»Wer seid ihr?«, schnarrte die Nonne. Amanda öffnete die Augen wieder. Sie starrte in das faltige Gesicht. Die Pseudononne mochte wohl um die Siebzig sein.

»Nicht so scheinheilig wie du!«, spie Amanda aus, was ihr einen scharfen Peitschenhieb über die Schienbeine einbrachte.

»Wenn Alpha euch verhört, werdet ihr schon reden«, zischte die Frau und verließ den Raum. Eine schwere Tür knallte zu.

Amanda sah zu Olivia hinüber. Diese fluchte jetzt laut- hals in ihrer Muttersprache.

»Es war eine Scheiß-Falle«, flüsterte Amanda verzweifelt.
»Vermutlich hat man uns doch beobachtet.«

Plötzlich schob sich rechts von Amanda eine weiträumige Wand zur Seite. Die Agentinnen hatten einen Einblick in einen Saal, der Houston Control nicht unähnlich war.

Zahlreiche Frauen – teils in Nonnentracht – saßen vor Monitoren und Tastaturen.

»Null minus neun«, erklang eine blecherne Stimme. »Alle Satelliten auf Position. Feld steht.«

Niemand schien die Gefangenen zu beachten.

»Guten Abend, meine Damen.«

Amandas Kopf ruckte zu der Sprecherin. Sie sah nur den schwarzen Habit mit der Kopfhaube aus ihrer Position.

»Ich hoffe, es geht Ihnen gut. Sie werden noch eine Weile da hängen, bis ich mich mit Ihnen befassen kann.«

Auch Olivia schaute nun zu der Sprecherin.

Amanda zerrte an ihren Handfesseln. Der Nonne unten entlockte das nur ein lautes, aber bösesartiges Lachen. »Geben Sie sich keine Mühe, Amanda. Es klappt nicht!«

Amanda hielt den Atem an. Diese Stimme ...

»Sie sind Alpha?«, fragte sie rau.

»Ja! Ich bin es und war es immer schon.«

Die Sprecherin hob den Kopf.

Die Paraforce-Agentin schluckte trocken. »Das ... kann nicht sein ... Sie sind tot.«

Voller Verblüffung blickte sie in das Gesicht von Justin Marlow.

»Ich hab gesehen, wie Sie erschossen wurden.«

Justin Marlow, die Inhaberin von *Air Wings*, lachte erneut. »Richtig! Ein gelungener Coup. Kurz, bevor die Kugel in meinen Schädel eindringen konnte, wurde ich mittels eines Minitransmitters, den ich bei mir trug, zwei Sekunden in die Zukunft versetzt. So konnte die Kugel nicht

in meinen Kopf eindringen. Die Wunde reichte aber, um alle zu täuschen.«

»Null minus acht Einheiten«, erklang wieder die Computerstimme.

Justin Marlow lächelte nun. »Sie entschuldigen mich, ich habe noch zu tun.«

Sie schritt durch die Öffnung in den Kontrollraum. Die Wand schloss sich wieder.

Die Mexikanerin schaute zu Amanda herüber. »Kannst du mir das erklären?«

Amanda stieß die Luft pfeifend aus. »Nur so viel – *Air Wings* ist eine Geheimabteilung diverser Geheimdienste, die sich über alle Gesetze hinwegsetzen.«

Olivia stöhnte in den Fesseln kurz auf. »Also das Erbe von Dusberg, könnte man sagen.«

Zur selben Zeit kam auf der Jacht Joyce Coventree zu sich. Sie spürte den wahnsinnigen Schmerz in der rechten Seite. Dann vernahm sie das Motorengeräusch. Die *Electra* fuhr. Mühsam drehte die Wissenschaftlerin sich etwas zur Seite. Sie sah im Hochcockpit nur zwei dunkle Hosenbeine. Ein Anzug ... das musste der Kleriker sein. Was immer er vorhatte, er musste aufgehalten werden. Das Unterwasserradar gab einen feinen Pfeifton von sich. Joyces Blick richtete sich auf den Bildschirm. Sie erkannte das grünliche Objekt. Es gab keinen Zweifel, die Jacht hielt auf diese mysteriöse Zeitmaschine zu. Joyce schloss vom Schmerz überwältigt kurz die Augen. Dann fühlte sie den Druck in ihrem Rücken. Vorsichtig tastete sie nach rückwärts.

Die Glock!

Joyce Coventrees Finger fühlten das Metall. Sie umfasste

den Griff und zog die schwere Waffe langsam zu sich nach vorn.

Sie nahm alle Kraft zusammen, um näher an die Leiter des Cockpits zu kriechen. Ja – da saß der Mann vom Vatikan. Mit verbissenem Gesicht hielt er Kurs – die Hände fest das Ruderrad umkrampft. Joyce schloss kurz die Augen, als der Schmerz der Schusswunde übermächtig wurde. Dann kam sie langsam auf die Knie. Mit beiden Händen umspannte sie die Waffe.

Als der Kleriker bemerkte, was unter ihm geschah, war es zu spät. Viermal blaffte die Glock auf.

Das Ergebnis der Schüsse bekam Joyce nicht mehr mit. Sie kippte nach hinten. Nur im Dämmerzustand hörte sie das Dröhnen eines Hubschraubers.

Mit einer wahrhaft akrobatischen Leistung hatte Amanda einen Überschlag gemacht und die Fesseln aus dem Haken gelöst.

Ein weiterer Überschlag und sie landete auf dem Boden. Etwas unsanft, aber frei.

Wenig später war auch Olivia unten.

»Was nun?«, fragte die Mexikanerin schwer atmend.

»Justin packen und dann raus hier, bevor ...«

Eine Explosionsvibration entthob sie weiterer Worte.

»Sie haben das Aggregat angeschlossen und es ist explodiert!«, rief Olivia.

Eine Sirene heulte auf.

»Achtung!«, erklang eine Computerstimme. »Roter Alarm. Experiment außer Kontrolle.«

Eine erneute Explosion ließ das ganze Gebäude erbeben. Putz rieselte von der Decke.

Da stürmte Lady Justin Marlow mit einer großkalibrigen Pistole in den Raum.

Olivia fackelte nicht!

Ihr rechter Fuß traf die Frau voll in den Bauch.

Dann brach die Hölle los.

Es knirschte und knarrte in der Decke und den Wänden.

»Zeitschleife außer Kontrolle«, kam es emotionslos von der Computerstimme.

Olivia ergriff Amanda bei der Hand. »Raus hier! Sofort!«

Das war leichter gesagt als getan. Sie rannten durch die Tür, durch die Lady Justin den Raum betreten hatte. Durch eine große Glasscheibe sah man von einem Gang in den Kontrollraum. Dort herrschte das absolute Durcheinander. Menschen liefen umher, dann brach die Decke ein. Die Panzerglasscheibe zerbarst. Eine Feuerzunge jagte aus dem Boden. Vermutlich flog der gesamte Bereich der Energieanlagen in die Luft.

Olivia und Amanda rannten um ihr Leben. Als hinter ihnen die Decke des Gangs einbrach, hüllte sie undurchdringlicher Staub ein. Aber irgendwie erreichten sie eine Treppe. Sie rannten einfach weiter.

Da stellte sich eine Frau in Nonnentracht mit einer MPi in den Weg.

Amanda schlug einfach kurz und trocken zu. Eine Schussalve jagte irgendwohin.

Sie erreichten eine Eingangshalle. Das offizielle Foyer des Klosters.

Amanda, die vorausrannte, riss die schwere gotisch wirkende Tür auf und sprang ins Freie. Olivia folgte.

Die neue Explosion riss sie von den Beinen und die Druckwelle schleuderte sie durch den Klostergarten.

Dann hüllte grüner Nebel sie ein.

Als Amanda und Olivia wieder klar sehen konnten, la-

gen sie mitten in der Wüste. Über ihnen kreiste ein Helikopter.

Einen Tag später in Tanger

Blackstone schüttelte den Kopf.

»Lady Amanda, Sie hätten uns informieren müssen, bevor Sie den Alleingang in das Kloster machten. Dem Sender in Lady Coventrees Fußkettchen ist es zu verdanken, dass wir sie rausholen konnten.«

Amanda lächelte. Sie lag in einem weißen Bett des Militärkrankenhauses in Tanger. Sie wandte den Kopf. »Na – alles noch dran?«, fragte sie die Mexikanerin.

Die lächelte auch. »Unkraut wie wir vergeht nicht. Nur ein paar Prellungen.«

Amanda schaute wieder Blackstone an. »Was ist mit Joyce?«

Blackstone hob beschwichtigend die Hand. »Sie kommt durch. Als das Signal im Büro des SCT in der Park Lane rot blinkte, hat Lady Cargador sofort Sir John alarmiert. Joyce hat zwar eine tiefe Fleischwunde, aber nichts Lebensbedrohliches.«

Amanda sank erschöpft in das Kissen zurück.

»Haben Sie Justin Marlow erwischt?«

Blackstone schüttelte den Kopf. »Als wir kamen, war das ganze Kloster verschwunden. Wir vermuten, dass durch die Detonation des Generators ein unkontrolliertes Zeitfeld entstanden ist. Mehr können wir im Moment nicht sagen. Unsere Experten unternehmen Messungen.«

Amanda schloss die Augen. »Also steckte Justin von Anfang an hinter der Geschichte? Sie war Alpha.«

Blackstone holte tief Luft. »Es begann 1958 mit Dusberg. Er machte eine sensationelle Entdeckung. Die Nutzung

dessen, was bei dem sogenannten Philadelphia-Experiment fehlgeschlagen war. Die Verdopplung von Materie und Molekülen. Eine Geheimgruppe des Vatikans sah damals schon ihre Chance, für sich etwas herauszuschlagen. Man finanzierte zum großen Teil die Forschung. Justin Marlow besaß alle Unterlagen. Nur bei den ersten Versuchen, die Erde als Parallelwelt entstehen zu lassen, schlug etwas fehl. Eine eigentlich harmlose Gleichungsdifferenz mit fatalen Folgen. Es gab einen zu großen Knick im Raum-Zeitgefüge. Jetzt hätte es funktionieren können. Eine US-Spezialeinheit hat die geheimen Bunker von NORAD inzwischen besetzt und etwa vierzig wahnsinnige Techniker festgenommen.«

Amanda öffnete die Augen wieder. »Das Ziel war die totale Beherrschung der Menschheit durch eine neue ... Kirche mit einem manipulierten Jesus ...«

Blackstone zuckte die Achseln. »So scheint es. Eine Loge, die sich *The Holy Life* nennt, steckt wohl dahinter. Sie unterhielt auch die Klöster, die Dusberg bereits als Tarnung für seine Forschungsgruppen eingerichtet hatte. Monsignore Alvater ... wie passend ... also der Mann, der Ihnen in die Quere kam, Lady Amanda ... ist tot. Joyce Coventree hatte gut getroffen. Leider, muss man sagen.«

»Wie geht es weiter?«, wollte Amanda wissen.

Blackstone erhob sich. »Ruhen Sie sich erst einmal aus. Ich melde mich in ein paar Tagen.«

Amanda richtete sich weiter auf. »Moment noch, Blackstone ... was ist damals mit Dusberg passiert?«

Der Paraforce-Mann blickte zu Boden. »Das wissen wir auch noch nicht. Vielleicht ein Fehler in einem Zeitfeld ... wer weiß?«

In diesem Moment öffnete sich die Tür des Krankenzimmers und eine hochgewachsene Frau mit wildem blonden

Haar trat ein. Ehe sie etwas sagen konnte, wusste Amanda, wer sie war.

»Sheila Cargador.«

Die große Blonde lachte und bestätigte das. »Ich soll Sie von meiner Mutter grüßen. Sie wartet nebenan ungeduldig auf Ihren Besuch.«

Dann blickte sie auf Blackstone. Ihr Gesicht wurde ernst und ihre Nixenaugen schienen plötzlich von innen her zu glühen.

»Sir – ich muss mit Ihnen reden.«

Ende